Kirchhoff, Köchly

und die

Odyssee.

Von

Heinrich Düntzer.

Köln, 1872.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg in Köln.

Πειρήσομαι ἀντίος ἐλθών.

Allen, die, wie der am Ufer Stehende dem brandenden Meere, aus der Ferne dem Streite über die Entstehung der beiden grossen Homerischen Gedichte zuschauen, muss die immer wieder von Neuem aufgeregte Frage, statt der Lösung entgegenzugehen, sich verworrener zu verwickeln und die Unmöglichkeit einer festen Entscheidung sich herauszustellen scheinen, da die Parteien eben so weit auseinandergehen, wie sie von der Sicherheit ihrer Ansicht überzengt sind, eine Vereinigung kaum in wenigen einzelnen Punkten sich ergeben hat. Keineswegs aber liegt der Grund einer so unerfreulichen, gar manche von diesen Untersuchungen abschreckenden Erscheinung in der Sache selbst, in dem nothwendigen Mangel eines Archimedischen Punktes, von dem aus eine von schwankender persönlicher Beurtheilung freie Entscheidung zu gewinnen stehe, eben so wenig in dem zu geringen Aufwande scharfsinniger Forschung, da kenntnissreiche, einsichtige und geistvolle Männer sich dieser Aufgabe gewidmet haben, wenn auch freilich, wie es in der Wissenschaft zu geschehen pflegt, manche unberufene Kleingeister, die das Handwerk abgesehen zu haben glauben, sich in so feine, lebendigstes Eindringen und frischeste Auffassung fordernde Fragen einmischen und sich etwas dünken, dass sie in dem Strome dieses oder jenes Meisters mit wenig Urtheil und viel Behagen fortschwimmen und durch ihr Dreinsprechen zu zeigen suchen, dass sie „mehr als Fische“ sind: zwei Gründe sind es, welche eine gedeihliche — ich sage nicht Förderung (denn an solcher hat es bei allem ungelösten Widerstreite nicht gefehlt), sondern eine ruhig fortschreitende Entwicklung gehindert haben, *herrschende Vorurtheile und Mangel an ausreichendem Verständnisse der Gedichte selbst.*

Freilich glauben alle Forscher, mit strengster Unparteilichkeit ans Werk zu gehen; aber in der Wissenschaft wie im Leben weiss sich das Vorurtheil eben immer geschickt zu verstecken und zu berücken. Lachmann wollte ohne jede vorgefasste Meinung die Ilias auf die Frage nach ihrer Entstehung prüfen, und doch lag ihm stets dabei die durch seine Forschung über die Nibelungen befestigte Ueberzeugung zu Grunde, dass die Homerischen Gedichte aus ein-

zelnen Liedern zusammengesetzt seien; ja, aus seinen viel frühern Briefen an Lehrs ergibt sich, dass er die Widersprüche in den Homerischen Gedichten nicht dem Dichter selbst, auch keinen Interpolationen, sondern nur ursprünglicher Verschiedenheit der Sänger zuschreiben wollte, ohne doch eine unparteiische Entscheidung durch umsichtige Beurtheilung, die eben nur aus wiederholtem vorurtheilsfreiem Durcharbeiten der ganzen Gedichte hervorgehen konnte, sich zu gewinnen. Einmal entschieden in der Hauptsache, ging er, wie er glaubte, ganz unparteiisch nur darauf aus, Anfangs- und Endpunkte von Liedern zu entdecken und längst bemerkte Widersprüche zu benutzen oder neue aufzufinden, um daraus verschiedene Lieder zu erschliessen. Dass selbst jetzt vorhandene Lieder-Anfänge und Schlüsse keinen zuverlässigen Beweis für ursprünglich verschiedene Lieder abgeben würden, da diese durch die Rhapsoden, welche sich einzelne Stücke des grossen Ganzen oder mehrerer grössern Gedichte zum jedesmaligen Vortrage auswählten, entstanden sein könnten, das bedachte er nicht; noch weniger kümmerte es ihn, dass in den von ihm herausgegriffenen Liedern sich gerade solche Widersprüche finden, wie er sie selbst als Beweismittel gegen die Zusammengehörigkeit von einzelnen Theilen der Ilias verwandt hatte, obgleich sich daraus entschieden ergibt, dass entweder derartige Widersprüche gar nicht beweisen, was sie sollen, oder seine Ausscheidung durch eine andere ersetzt werden muss, welche wirklich widerspruchslose Lieder ergibt: aber wie hätte der Kritiker Ruhe und Lust gehabt, seine selbstgeschaffenen Lieder vorurtheilsfrei anzuschauen und auch nur die halbe Strenge gegen sie anzuwenden, womit er gegen die überlieferte Ilias zu Felde gezogen war! Und auf Lachmanns, des überscharfen Meisters, breiten Spuren sind so viele Jünger gewandelt, die, als ob er seine Voraussetzung wirklich erwiesen hätte, nur dies und jenes anders rückten, durch seine Versehen nicht zu einer besonnenen Prüfung der Grundansicht, sondern nur zu Versuchen, die Lieder anders abzugränzen, bestimmt wurden, wobei es ihnen denn selten besser als ihrem Vorbilde erging, dessen rasches Ergreifen und kühnes Ausbeuten scheinbarer oder wirklich vorhandener Widersprüche sie sich abgesehen hatten, und nicht bloss sich aneigneten, sondern zum Theil überboten. Unter diesen steht Köchly am freiesten und selbständigsten da, dessen geistreich frische Verknüpfung, dessen entschiedene Behauptung, dessen lebhafte Darstellung seinen Ansichten bei vielen eine Kraft verlieh, die aus ihrer wissenschaftlichen Begründung mit nichten fliesst. Von einem ganz andern Vorurtheile geht Kirchhoff aus, der sich freilich auch völlig unparteiisch glaubt.

Dass die Odyssee, welcher seine Betrachtung gilt, nicht ein einheitliches, nur hie und da durch grössere und kleinere Eindichtungen ausgeweitetes und entstelltes Gedicht sei, was Nitzsch zu erweisen sich vorgesetzt hatte, scheint ihm eben so selbstverständlich, als dass sie nicht aus kleinen Liedern zusammengeschoben sein könne; die Hand eines spätern Bearbeiters muss ältere und jüngere, grössere wie kleinere Lieder aufgegriffen, überarbeitet und durch eigene Zusätze zu einem wunderlichen Ganzen zusammengeschweisst haben, da nur auf diese Weise die unläugbaren Verschiedenheiten und Abweichungen zu erklären seien, und so geht er an das Gedicht mit der Absicht, Spuren solcher Veränderungen zu entdecken, indem er jede andere Erklärung wirklicher Ungehörigkeiten des überlieferten Gedichtes grundsätzlich ausschliesst, besonders gegen die Annahme von Interpolationen einen noch entschiedenern Widerwillen als Lachmann hegt, der gleich von Anfang an glaubte, Athetesen genügten nicht, die Schwierigkeiten des ersten Buches der Ilias zu lösen, und darauf hin zwei verschiedene Lieder annahm, gerade wie Kirchhoff durch die nachgewiesenen Ungereimtheiten in zwei Reden des ersten Buches der Odyssee zum kühnen Schlusse auf einen jüngern Bearbeiter sich fortreissen liess.

Als zweiten Hauptgrund des ungedeihlichen Fortganges der Frage nach der Entstehung der Homerischen Gedichte bezeichneten wir den Mangel ausreichenden Verständnisses der Gedichte selbst. Wir meinen hier nicht etwa, dass man hie und da einen Ausdruck missdeutet hat, um eine Stelle als willkommenes Beweismittel verwenden zu können, wie z. B. Lachmann δεξιαί von der rechten Hand statt vom Vertrage, Köchly αὖτε von der Wiederholung verstand; nein, eine lebendige, aus genauer Erklärung und eindringendem Verständnisse des einzelnen sich ergebende Auffassung der Gedichte, bei welcher sich das Ungehörige als fremdartig von selbst ausscheidet, weil sich keine befriedigende Erklärung im Zusammenhange darbietet, das genügende exegetische Verständniss im ausgedehntesten Sinne des Wortes fehlt den Forschungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte, die doch nur auf dieser breiten und sichern Grundlage bauen sollten. Wenn man sich auch hie und da auf genaue Auslegung einlässt, so thut man es eben nur stellenweise, zu besonderm Zwecke, statt dass man durch gleichmässige Durcharbeitung der Gedichte sich die durchaus nöthige Sicherheit des Urtheils gewänne; denn nur an der Masse der Einzelheiten schärft sich der Blick, nur durch gespannte Aufmerksamkeit auf einen möglichst umfangreichen Theil der Dichtung lernen wir die Art des Dichters kennen, leben uns in seine Auf-

fassung und Gestaltung hinein, was bei raschem, wenn auch oft wiederholtem Lesen nicht in gleicher Weise der Fall ist, wenn auch der ohne Vorurtheil Lesende, fehlt es ihm nicht am rechten Geiste, daraus manchen Gewinn ziehen mag. Erst bei einer liebevollen, aber streng aufmerkenden Verfolgung des Dichters von Satz zu Satz, von Rede zu Rede, von Zug zu Zug, von Handlung zu Handlung ergibt sich die Möglichkeit sicherer Entscheidung über das, was aus der ursprünglichen Dichtung geflossen ist und was sich aus andern Quellen eingemischt hat; das Unechte sondert sich von selbst aus, es bleibt uns als *caput mortuum* in den Händen zurück, ohne dass wir gerade auf die Entdeckung solcher Flicke ausgehen, wobei eben der Entdeckungseifer so oft irre führt, dagegen an gleich bedenklichen, ja bedenklichern Stellen ohne Anstoss vorüberrennen lässt. Ja, die sonst so gestrengen Kritiker, die über einen Strohhalm, den sie im Wege liegen sehen, stolpern, lassen nicht selten höchst schwache und missliche Stellen und Stücke als ursprünglich gelten und hantieren damit, wie mit dem kostbarsten Kleinod, weil sie ihrer vorgefassten Meinung gerade recht sind, während, wenn sie mit fein aufmerkendem Sinne läsen, das Fremdartige sich ihnen sofort zu erkennen geben müsste. Das hat schon Lehrs mit Recht beklagt.

Nach diesen beiden Gesichtspunkten die neuerdings besondern Beifalls sich erfreuenden Kritiken der Odyssee von Kirchhoff und Köchly einer Prüfung zu unterwerfen scheint mir bei der ausnehmenden Wichtigkeit der Sache nicht allein für Homer und die Griechische Litteratur überhaupt, sondern auch für die gesammte epische Dichtung an der Zeit; hat ja neuerdings Müllenhoff im ersten Bande seiner „deutschen Alterthumskunde" auf Kirchhoffs Forschungen, als ständen die Ergebnisse derselben grösstentheils unerschütterlich fest, vertrauungsvoll gebaut, und die ästhetische Auffassung des Epos wird durch die Entscheidung über die Homerische Frage wesentlich beeinflusst. Es gilt hier nicht etwa, anerkannten Forschern, die in ihren Wegen gar weit auseinandergehen, einen Stein in den Weg zu werfen und den freien Zug der Wissenschaft zu hemmen, der sich glücklicher Weise durch keine noch so entschiedene eigensinnige Verneinung bannen, durch keine beschränkte Formel besprechen lässt, es gilt rein die Sache selbst, es gilt eine der einflussreichsten Fragen der ältesten Griechischen Litteratur durch eine streng an die Sache sich haltende Erörterung zu fördern, zu untersuchen, ob die Wege von Männern, wie Kirchhoff und Köchly, hier die rechten sind, oder ob sie von der Wahrheit abführen. Wir wollen die Gründe prüfen, worauf sich

ihre Ansichten stützen, und auf das Ergebniss die Probe machen, ohne diesmal unsere eigene Ansicht über die Ausbildung des Gedichtes mehr, als es die Sache erfordert, hervortreten zu lassen. Aus dem Kampf geht die Wahrheit, wenn auch nach manchen Wandlungen, hervor, und sollte es uns gelingen, die beiden neuesten Auflösungsversuche der Odyssee als haltlos vor der Wissenschaft zu erweisen, so würden wir die Frage selbst nicht wenig gefördert zu haben glauben dürfen.

I.
Kirchhoff's jüngerer Bearbeiter.

Schon im Jahre 1859 stellte Kirchhoff seine aus langjähriger Beschäftigung mit dem Dichter hervorgegangene Ansicht von der Entstehung der Odyssee auf, indem er in vollständigem Abdruck den alten Nostos als ursprünglichen Kern nebst dessen späterer Fortsetzung, dann die Zusätze und Interpolationen des von ihm entdeckten jüngern Bearbeiters, welcher grösstentheils ihm vorliegende grössere und kleinere Lieder herübergenommen habe, endlich die wenigen Einschiebungen der Pisistratiden-Recension, wie er sie sich aus unserer Odyssee herausgeschält hatte, den Fachgenossen mittheilte, nur wenige seine Meinung kurz und entschieden aussprechende Erklärungen vorausschickte. Die eigentliche Beweisführung unterliess er, weil diese ein Werk von bedeutendem Umfang erfordert hätte, zu dessen Ausarbeitung ihm bloss die Zeit gefehlt habe; alles Wesentliche getraue er sich mit wissenschaftlicher Strenge Unbefangenen gegenüber bis zur Evidenz erweisen, das Uebrige wenigstens wahrscheinlich machen zu können. Die Hauptpunkte, welche einen unmittelbaren Beweis zuliessen und nicht auf blosser, vielleicht schwankender Vermuthung beruhten, gedachte er in besondern Abhandlungen darzulegen. Dies hat er denn später wirklich gethan, und die in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze im Jahre 1869 auf den Wunsch des Verlegers mit wenigen ganz unwesentlichen Veränderungen in der Schrift: „Die Composition der Odyssee“ zusammengestellt. Eine Ueberarbeitung schien ihm damals der Sache selbst, um die es ihm zu thun sei, mehr zu schaden als zu nützen, da er nicht im Stande sei, die Kraft der von ihm versuchten Beweise durch neue Instanzen oder deutlichere und bündigere Ausdrucksweise wesentlich zu erhöhen, und er durch Verbesserungen kleiner Mängel in Form und Inhalt nicht das Vorurtheil der Mehrzahl, die urtheile, ohne zu denken, erregen möchte, dass er wesentliche, der Sache zur Last fallende Irrthümer, die ihm untergelaufen seien, habe wegschaffen müssen. Dabei sprach er den dringenden Wunsch aus, es möge (was freilich theilweise schon bis dahin geschehen war, von mir 1862 in dem Aufsatze „Die Composition des ersten Buches der Odyssee“, ohne ihm ein Wort der Entgegnung abzulocken) eine Prüfung seiner Ansicht vorgenommen werden und zu sichern Ergebnissen, gleichviel nach welcher Richtung, führen. Wenn wir dieser Aufforderung jetzt in eingehendster Weise entsprechen, so

glauben wir nicht das in dem Vorworte mit Lachmannscher Rücksichtslosigkeit der Mehrzahl vorgehaltene Medusenhaupt des Abortheilens ohne Denken fürchten zu dürfen; wir gehen der Sache selbst scharf zu Leibe, untersuchen die Haltbarkeit der Gründe dieser neuen Ansicht, und glauben ihr so ihr volles Recht widerfahren zu lassen.

1.

Schon im Vorworte zu seiner „Homerischen Odyssee“ bemerkte Kirchhoff, der grosse Abschnitt α, 88—444, obwohl dichterisch ohne jeden Werth, kaum viel mehr als ein Cento, sei für die Kritik und Geschichte des Textes von hervorragender Bedeutung, und zehn Jahre später gestand er, die Ermittlungen über das Verhältniss des ersten zum zweiten Buche seien wenigstens für ihn thatsächlich der Ausgangspunkt für jede weitere Betrachtung und jedes sonst etwa gewonnene Ergebniss im Einzelnen wie im Ganzen gewesen. Wir beginnen daher gerade mit dem ersten darauf gerichteten Aufsatze, dem Kirchhoff strenge Beweiskraft zuschreibt und worin er den jüngern Bearbeiter so sicher wie auf frischer That ertappt zu haben glaubt. Merkwürdiger Weise stimmt Köchly ihm hierin ganz bei, indem er, ohne Kirchhoffs zu gedenken, dieses Stück für ein Machwerk desjenigen hält, welcher die Lieder von Telemachos' Ausfahrt und von Odysseus' Heimkehr zuerst miteinander verknüpft habe. Wir bedauern, dass er uns seine Gründe vorenthalten hat, da er diese Ansicht unabhängig von Kirchhoff gewonnen zu haben scheint.

Unbedenklich halten wir mit Kirchhoff die Rede der Athene, wie sie jetzt α, 253—305 vorliegt, für so ungereimt, dass sie in dieser Weise nicht aus dem Kopfe eines halbverständigen Dichters hervorgegangen sein könne. Schon Friedländer hatte als Leipziger Student daran Anstoss genommen und seine Ansicht Gottfried Hermann vorgelegt, der durch die Annahme, die Verse 275—278 und 292 seien zu streichen, dem offenbaren Uebelstande abhelfen zu können meinte. Aber wir reichen damit keineswegs aus, da V. 279 nicht wohl an 274 anschliesst und nach dem 271 mit: „Wohlan, vernimm nun und beachte meine Worte!“ begonnenen Rathe das V. 279 folgende: „Nun will ich dir selbst Rath geben“, gar nicht passt, auch die gewaltsame Wegschaffung der Freier der augenblicklichen Ausweisung, deren Erfolglosigkeit gar nicht erwähnt wird, widerstreitet. Und Hermanns Auskunftsmittel beraubt uns auch des durchaus nöthigen Gedankens, dass Telemachos, nachdem er die Ueberzeugung vom Tode des Vaters erhalten, die Verheiratung

der Mutter veranlassen und dadurch sein Haus von den Freiern befreien soll, wie er es selbst *β*, 223 ausspricht, doch wir bezweifeln (vgl. unten S. 16) die Echtheit des Verses. Die V. 293 ff. gegebene Mahnung, die Freier zu tödten, steht damit freilich in Widerspruch, aber man braucht sich nur die ganze Lage der Dinge lebhaft zu vergegenwärtigen, um sich zu überzeugen, dass die Göttin gar nicht daran denken kann, den Telemachos zu einem ganz aussichtslosen Versuch des Freiermordes, der dem Odysseus aufbehalten ist, zu ermuntern, da es ihr vielmehr darum zu thun ist, ihn zu der Erkundigungsreise zu bestimmen, auf welcher er den zuversichtlichen Glauben an die bevorstehende Rückkehr des Vaters gewinnen soll. Wenn Ameis gerade umgekehrt behauptet, Athene sei nur um die Rache besorgt, so ist eben bei Ameis alles möglich. Ja, seine Göttin Athene weiss selbst nicht, ob Odysseus noch lebt. Doch mit Ameis ist einmal nicht zu rechten; es ist ihm ja das Tollste eben immer am liebsten, und so war seinem eigenthümlichen Scharfsinne auch die jedem gewöhnlichen Verstande sich aufdringende Albernheit der jetzigen Rede der Athene unerfindbar. „Je wunderlicher, desto respectabler!“ Auch Friedländer's Annahme einer dreifachen Recension (267—270. 271—278. 279—302) genügt nicht, da jedenfalls Athene den Rath der Reise nach Pylos und Sparta geben muss, welcher nach dieser Annahme in derselben Recension mit völlig ungehörigen Versen steht und offenbar sich Widersprechendes in derselben Recension vorhanden ist. Die Rede wird ganz klar, wenn man, wie ich schon in meiner Schulausgabe gethan habe (ein dagegen erhobener Einspruch ist mir nicht bekannt), 269—278 und 293—302 als schlechtes Machwerk fahren lässt. [1])

---

[1]) Ueber den ganz neuerdings gemachten Vorschlag, V. 270—294 zu streichen, lässt sich nur sagen, dass er dem Gedichte die Seele ausreisst, und die Rede so albern wie möglich macht. Oder ist es nicht die grösste Thorheit, Athene sagen zu lassen: „Ob dein Vater heimkehrt und sich zu Hause rächt, steht bei den Göttern. Du aber sinne darauf, die Freier zu tödten, damit du berühmt wirst wie Orest.“ Und wie schön klappen hier auf einander der Anfang des einen Verses *οἷσιν ἐνὶ μεγάροισι* und der Schluss des folgenden *ἐνὶ μεγάροισι τεοῖσιν*. Bei einer solchen Urtheilslosigkeit ist es auch nicht zu verwundern, wenn die Rede der Athene im Olymp mit V. 89 schliessen soll, so dass die Göttin gar nichts sagt, als sie wolle den Telemachos ermuthigen. Dem entspricht freilich auch der von diesem Kritiker dem Gedichte gegebene Schluss *α*, 320—324. 421—427. Telemachos geht muthig zu Bett, *πολλὰ φρεσὶ μερμηρίζων*. Deshalb ist Athene vom Olymp gestiegen, nicht um ihn zur Reise zu treiben; doch nein! sie soll ihn ja zur Rache aufgefordert haben, nur schade, dass der Dichter mit keinem Worte sagt, dass er

Wie aber urtheilt Kirchhoff? Zwar will er nicht bestreiten, dass man bei Homer wie bei andern Schriftstellern verfahren dürfe, dass man Ungereimtheiten durch Annahme eines Verderbnisses, einer Lücke oder, sei es ganzer, sei es theilweiser Unechtheit entferne, doch in unserm Falle könne keines dieser Mittel angewandt werden. Freilich würde durch Verwerfung der ganzen Stelle der Stein des Anstosses weggeräumt werden, diese aber sei unstatthaft, weil wir dadurch ein für den Zusammenhang wesentliches Stück verlieren würden, auf welches die ganze Handlung des ersten Buches berechnet und angelegt, nicht weniger der Fortschritt im zweiten Buche gegründet sei. Als ob man nicht im schlimmsten Falle (da es sich hier nur allgemein um Möglichkeiten handelt) annehmen könnte, die echte Stelle sei durch dieses falsche Stück ersetzt worden! Jedes andere kritische Mittel würde nach Kirchhoff nur theilweise Abhülfe gewähren; denn den Zusammenhang von 274 ff. und 279 ff. mit allen seinen Ungereimtheiten dürfe es nicht ändern, weil die in ihnen sich aussprechende Auffassung der Verhältnisse durch Vergleichung von V. 88 ff. als die ursprüngliche und eigenthümliche des Dichters im strengsten Sinne erwiesen werde. Also V. 88 ff., im Grunde nur 90—92, sind der eherne Fels, auf den Kirchhoff sein Bollwerk gründet! Athene hat, wie sie selbst sagt, die Absicht, dem Telemachos zu rathen, in einer Volksversammlung die Freier aus seinem Hause zu weisen, und da dieser Rath eben in V. 271 ff. gegeben wird, so kann diese Stelle nicht angefochten werden. Aber wie steht es mit diesem ehernen Felsen selbst? Ist er wirklich eine naturwüchsige, organische Bildung oder leicht angeschwemmter Boden? Sehen wir die Stelle genau an, so ergibt sich zunächst Folgendes. Homer verbindet mit *μένος ἐν φρεσὶ τιθέναι* (V. 89) und ähnlichen Ausdrücken nie einen Infinitiv der Folge, sondern er fügt entweder gar keine nähere Bestimmung hinzu oder er lässt einen Absichtssatz mit *ἵνα* eintreten oder er knüpft in einem freien Satze die Absicht lose an, wie es hier in *πέμψω δ' ἐς Σπάρτην* u. s. w. geschieht, das durch die eingeschobenen Verse 90—92 ungebührlich von *μένος ἐν φρεσὶ θείω* getrennt wird. Wozu Athene ihn ermuthigt, ergibt sich auch aus dem vorangehenden, durch *καὶ* mit *μένος ἐν φρεσὶ θείω* verbundenen *οἱ υἱὸν μᾶλλον ἐποτρύνω.* Freilich nach den jetzt zwischengeschobenen Versen 90—92 ist man veranlasst.

wirklich Rachegedanken gehabt. Der echte Dichter lässt ihn die Volksversammlung den Freiern ankündigen, und was er hierin zu thun gedenke, entnehmen wir eben der Mahnung der Athene.

ἐποτρύνω von der Anfregung gegen die Freier zu verstehen; dies aber widerstreitet dem Gebrauch des Wortes bei Homer, der damit den blossen Antrieb des Willens bezeichnet, wie es auch das oft damit verbundene synonyme *ἀνώγω* thut. Als der Dichter uns zuerst den Telemachos vorführt, sitzt dieser unter den Freiern bekümmerten Herzens, denkend an den Vater, und wünschend, dieser möchte noch einmal zurückkehren, die Freier vertreiben und wieder in Ithaka und seinem Hause gebieten (V. 115 ff.). Diese Hoffnung gerade sucht Athene in Telemachos zu bestärken und ihn zugleich zu ermuthigen, den Freiern gefasst entgegenzutreten, zunächst sich Gewissheit zu verschaffen, ob er noch auf die Rückkehr des Vaters hoffen dürfe; nichts liegt ihr ferner, als ihn anzutreiben, die Freier zu tödten, was dem Odysseus vorbehalten bleibt; sie will ihn nur bestimmen, die Kundschaftsreise nach Pylos und Sparta zu wagen, auf welcher seine Hoffnung zu entschiedenster Erwartung gesteigert werden soll. Wenn Telemachos Athene gegenüber zunächst seine völlige Hoffnungslosigkeit ausspricht, so ist dies durchaus dem schwankenden Zustande seiner Seele gemäss, die dem Fremden gegenüber mehr die Furcht als die nur leise sich regende Hoffnung verräth, zu welcher er sich ja auch später bei Nestor und Menelaos noch nicht erheben kann, wo er den Tod seines Vaters als gewiss voraussetzt. Auch bedarf der Dichter einer solchen verzweifelnden Aeusserung des Telemachos, um zur Ermuthigung durch Athene eine passende Einleitung zu finden. Weiter bemerke man, dass Athene in der Götterversammlung kurz und bestimmt ihre Absicht sagen muss, die eben nur in der Kundschaftsreise liegt; die Art, wie sie dies zu bewerkstelligen sucht, gehört nicht vor die Olympischen Götter, noch weniger kann sie etwas höchstens als Mittel dazu Dienendes für ihre eigentliche Absicht ausgeben. Ja, wir werden weiter unten sehen, dass selbst Telemachos nicht die Absicht hat, den Freiern öffentlich zu befehlen, sein Haus zu verlassen, sondern die Versammlung bloss beruft, um sich ein Schiff zur Reise zu erbitten. Hiernach ergeben sich V. 90—92 als ein in jeder Hinsicht ungehöriger Einschub (mit Benutzung von *δ*, 319 f.), in welchem auch der ganz ungewöhnliche Gebrauch von *ἀπειπεῖν* als *aufsagen* Anstoss erregt.

Können demnach die selbst als eingeschoben sich ergebenden Verse 90—92 kein Hinderniss bilden, V. 269—278 für das zu erklären, was sie sind, für einen ungeschickten spätern Einschub, so ergibt sich die vollste Berechtigung der Kritik, die Rede der Göttin von den Ungereimtheiten, an denen sie leidet, durch den kühnen, aber in jeder Beziehung angezeigten Schnitt zu befreien,

den wir oben angaben. Nur darüber könnte man in Zweifel sein, ob nicht V. 269 f. erst einer spätern Interpolation, die auch die ungeschickte Anfeuerung zum Freiermorde 293—302 hereinbrachte, angehören, da der Interpolator eines solchen Ueberganges bei dem unvermittelt eintretenden: „Wohlan, vernimm nun und beachte meine Worte!“ (271) nicht bedurfte. Jetzt bildet die Aeusserung: „Dir selbst will ich klugen Rath geben“ (279), einen ganz treffenden Gegensatz zu der unmittelbar vorhergehenden Erwähnung der Ungewissheit, ob sein Vater noch zurückkehren werde, und die Rede erhält mit V. 292 ihren durchaus zweckmässigen Abschluss. Was den Interpolator zu seiner für Kirchhoffs Kritik so verhängnissvollen Einschiebung veranlasste, ergibt sich auf den ersten Blick. Nach Athenes Weggang fühlt sich Telemachos so ermuthigt, dass er beherzten Sinnes zu den Freiern geht, unter denen er bei ihrer Ankunft bekümmert gesessen hatte, und ihnen erklärt, morgen früh wolle er in einer Volksversammlung ihnen mittheilen, wozu er sich entschlossen habe. Ein Rhapsode hielt es nun für angemessen, dass er auch diesen Entschluss, in einer Volksversammlung seinen Willen zu verkünden, auf ausdrücklichen Rath der Göttin fasse, da er doch vielmehr eine freie Entschliessung des durch sie Ermuthigten ist, der eben vor allem Volke sich ein Schiff erbeten will, auf welchem er die ihm angerathene Kundschaftsreise unternehme, und so schob dieser Rhapsode eine Erwähnung der Volksversammlung in beide Reden der Athene ungeschickt genug ein.

Ehe Kirchhoff zur Darlegung seiner eigenen Meinung über die Veranlassung zu diesen Ungereimtheiten in Athenes Rede übergeht, gedenkt er der in ähnlicher Weise bedenklichen Aufforderung des Telemachos an die Freier, sein Haus zu verlassen, mit der sich daran schliessenden Drohung (V. 372—380). Entschieden stimmen wir ihm darin bei, dass diese hier ganz ungehörig komme, wozu es kaum eines so eingehenden Beweises bedurft hätte; aber auch diese Stelle ergibt sich einfach als ein Einschub derselben Sorte. Unser Kritiker hält freilich auch hier die Anwendung dieses sich von selbst ergebenden Mittels für unmöglich, und zwar aus zwei Gründen. Das ganz allgemein gehaltene *ἵν' ὑμῖν μῦθον ἀπηλεγέως ἀποείπω* (V. 371), verlange durchaus eine genauere Bestimmung und Ausführung. Aber diese Worte heissen eben nicht, wie Kirchhoff sie nimmt, „dass ich unverhohlen euch *die Meinung* sage“, sondern „dass ich ungescheut euch *ein Wort* (einen Antrag) *verkünde*“. Dass *μῦθος* in den verschiedensten Beziehungen von demjenigen, was man will, wozu man sich entschlossen hat, worum es sich handelt, stehe, und so oft als *Wille*,

Entschluss, Vorschlag, Antrag, Kunde, Sache übersetzt werden kann, ist bekannt genug. So steht *υ*, 286: *Τηλεμάχῳ δέ κε μῦθον ἐγὼ καὶ μητέρι φαίην*, *Γ*, 86 f.: *Κέκλυτε μῦθον Ἀλεξάνδροιο.* Wenn dort unmittelbar darauf der Antrag genannt wird, so liegt dies dort eben so im Zusammenhange, wie hier das gerade Gegentheil, was Kirchhoff selbst treffend entwickelt hat. Dass der Ausdruck: „Morgen will ich in der Volksversammlung euch ungescheut ein Wort verkünden", eine nähere Angabe fordere, steht durchaus nicht zu behaupten, und dass diese wirklich nicht erfolgt ist, zeigt das Verhalten der Freier nach der Rede des Telemachos. Denn wenn Kirchhoff als zweiten Grund die Gereiztheit in der Antwort des Antinoos V. 384 ff. anführt, die allein durch das gerade in V. 381—384 herrschende leidenschaftliche Ethos gerechtfertigt werde, so verkennt er eben den offen genug vorliegenden Zusammenhang. Die Wirkung der Rede des Telemachos auf die Freier geben V. 381 f. an; sie staunen betroffen über seine Kühnheit, da der Jüngling heute zum erstenmale so fest und zuversichtlich ihnen entgegentritt, während er früher alles über sich ergehen liess, er, wenn er auch trüb und verstimmt war, doch kein Wort gegen sie zu äussern wagte, da er sie nicht allein zur Ruhe ermahnt, sondern sogar den kühnen Entschluss der Berufung einer Volksversammlung gefasst hat, worin er ihnen ungescheut einen Antrag zu stellen gedenkt, wovon er ihnen weiter nichts zu verrathen klug genug ist. Hätte Telemachos die Freier aufgefordert, sein Haus zu verlassen und im Falle der Verweigerung mit der Rache der Götter gedroht, so müsste die Erwiederung des Antinoos ganz anders lauten; schon hier müsste er sich auf die Sache einlassen, ja er würde sich weigern, in der Volksversammlung zu erscheinen, da er ihm hier schon seine Meinung gehörig sagen könne. Antinoos ahnt gar nicht, was Telemachos beabsichtigt. Höhnisch spricht er seine Verwunderung aus, welch hoher und kühner Geist auf einmal in diesen gefahren sei, und seine Furcht, wenn dieser gar die Herrschaft über Ithaka erhalte, woran er freilich nicht denkt, wenn er auch es nicht für unmöglich halten mag, dass Telemachos deshalb, wenigstens wegen einer zeitweiligen Bestellung zum Könige, die Volksversammlung berufen wolle. Somit fällt denn jeder Grund weg, die an ihrer Stelle ungereimten, auch durch die ungeschickte Einfügung sich als angeflickten Lappen verrathenden Verse 374—378 zu halten. Ein Rhapsode, der bloss die Geschichte bis zum Ende des ersten Tages vortrug, hielt es für angemessen, hier das, was Telemachos wirklich in der Volksversammlung den Freiern sagt, einzufügen, unbekümmert, ob es

an dieser Stelle passe oder nicht, ja ob wirklich Telemachos schon hier im Sinne habe, den Freiern sein Haus aufzukündigen, ob nicht diese Aufkündigung ihm in der leidenschaftlichen Aufregung dem Antinoos gegenüber unwillkürlich entfahre. Selbst ein neuerer Beurtheiler Kirchhoff's, welcher in der Rede der Athene eine Interpolation annahm, aber leider einen Schnitt in das gesunde Fleisch that, hält hier die Ausscheidung für unmöglich. So sehr hat man sich blenden lassen, und selbst von scharfsinnigen Männern ist das von Kirchhoff Vorgebrachte als unumstössliche Wahrheit gepriesen worden, während es doch nur ein fackelndes Irrlicht ist, das die Wissenschaft, wie die neuere Physik den *Tückeboten* des Moors, als Täuschung erweist.

Was Kirchhoff weiter über das Verhältniss des ersten Buches zum zweiten ausführt, beruht einzig auf der Annahme, die im ersten eingeschobenen Stellen gehörten dem Dichter an, den er sich als jüngern Bearbeiter unserer Odyssee denkt; nur das von *α*, 280—292 mit Bezug auf *β*, 212—223 Bemerkte trifft eine echte Stelle. Unser Kritiker bemüht sich, auch hier den Nachweis zu liefern, dass „die Fassung und der Zusammenhang in *β* als die originalen zu betrachten sind, die Härte des Ausdrucks dagegen ursprünglich und secundär, durch die Umstellung in einen fremden Zusammenhang nicht absichtlich, aber nothwendig hervorgerufen ist". Aber mit dem Beweise hat er es eben sehr leicht genommen, und das Wenige, was er dafür vorzubringen weiss, ergibt sich als irrig. *β*, 219 sei ἦ τ' ἂν τλαίην angemessener Ausdruck einer bedingten Zusicherung für die Zukunft und stehe in völlig regelrechter Parallele mit den nur bestimmter versichernden Futuris, dagegen erscheine *α*, 288 ἦ τ' ἂν τλαίης auf gleicher Linie mit den imperativischen Infinitivis, welche an die Stelle der Futura getreten seien, weil eine Aufforderung ausgesprochen werden solle; das Natürliche wäre hier ein Imperativ oder ein ihn vertretender Infinitiv, ein τέτλαθι oder τλῆθι gewesen, τλαίης ἂν sei offenbar hart und jedenfalls ungewöhnlich. Ganz mit demselben Rechte könnte man in *β* ein τλήσομαι für ἂν τλαίην verlangen, das der Vers hier eben so ausschloss, wie in *α* ein τέτλαθι (ein τλῆθι kennt Homer so wenig, wie τλῆναι), und an der zweiten Stelle nahm der Dichter das ἂν τλαίης ohne weiteres aus dem ἂν τλαίην der ersten. Warum soll denn der Wechsel in *α* hart sein, in *β* nicht? Der Optativ mit ἂν steht auch sonst in der Mahnung, wie *B*, 250, und so dürfte auch unser τλαίης κεν *Δ*, 94 zu fassen sein. Wenn der Nachsatz des Bedingungssatzes hier von der gewöhnlichen Form abweicht, so ist dies eben nur eine freiere, durch

den Gedankengang nahe gelegte Wendung. Warum soll es hart sein zu sagen: „Wenn du des Vaters Rückkehr erfahren würdest, so solltest du noch ein Jahr aushalten?“ Wer vorurtheilsfrei die Fassung beider Stellen vergleicht, kann nur urtheilen, dass der Dichter sich *α*, 280 ff. mit voller Freiheit bewegt, nicht in den engen Schranken eines unbequemen Musters, an das er sich halten muss, in *β*, 214 ff. die dortige Fassung geschickt benutzt und dem Zwecke anpasst. Athene nennt in *α* neben den Städten die Fürsten, zu denen er gehen möge, und sie fügt den Grund hinzu, weshalb er auch den Menelaos aufsuchen soll; das lässt Telemachos den Freiern gegenüber mit Recht weg. Ein so unmündiger Dichterling wie Kirchhoffs jüngerer Bearbeiter würde ohne weiteres die Stelle aus *β* ganz herübergenommen haben mit blosser Aenderung des *εἶμι γὰρ* in *ἔρχεο*, da ein gleich starker Hiatus nicht ungebräuchlich ist; dagegen weicht die Fassung in *α* bedeutend von der in *β* ab. Hier wird zunächst nur die Absicht der Seereise, zu welcher Athene auffordert, bezeichnet, dann der Ort, wohin er gehen soll, wogegen in *β* das Ziel der Fahrt dem Zwecke vorangeht. Eine andere, von Kirchhoff *nicht* beachtete Abweichung besteht darin, dass in *α πευσόμενος πατρὸς δὴν οἰχομένοιο*, wie *ο*, 270, in *β νόστον πευσόμενος πατρὸς φίλου*, wie *α*, 94, sich findet. Beides ist an sich ohne Anstoss, aber in *β* denkt man zu dem folgenden *εἴπῃσι* leicht *νόστον*, während man in *α* dazu ein *περὶ πατρός* gegen Homerischen Gebrauch ergänzen müsste, da nicht *πατέρα εἰπεῖν* gesagt wird, es folgte denn ein ergänzender Satz. Der Verdacht, dass in *α* die Verse 282 f.: *ἤν τις—ἀνθρώποισιν*, als aus *β* hierher gekommen zu streichen seien, liegt um so näher, als durch diese V. 284 etwas ungeschickt von 281 getrennt wird.

Mit der von uns erschütterten Grundlage fällt von selbst alles, was Kirchhoff darauf gebaut hat, die an sich wunderliche Annahme, das erste Buch von V. 88 an sei von einem spätern Dichter als *β*, 1—*δ*, 619, von einem Nachahmer, der sein älteres besseres Original mit geringem oder gar keinem Verständnisse und in sehr mechanischer Weise ausgebeutet habe. Wie aber haben wir uns den ursprünglichen, von Kirchhoffs jüngerm Bearbeiter so unglücklich umgestalteten Anfang zu denken? Versetzen wir uns einen Augenblick in Kirchhoffs Anschauung, so kann nach dem zweiten Buche die Handlung des ursprünglichen ersten Buches von der jetzigen kaum wesentlich verschieden gewesen sein. Die Volksversammlung, die am Anfang des zweiten Buches gehalten wird, muss im ersten schon angekündigt worden sein, und nach Homeri-

scher Weise ist es nicht anders möglich, als dass in Telemachos bereits hier der Entschluss zur Seereise angeregt wurde, was nur durch eine Gottheit geschehen konnte, die ihre darauf gerichtete Absicht schon im Olymp verkündet haben muss. Athenes Einwirken in einem unzweifelhaft echten Stücke des zweiten Buches V. 267 ff. deutet auf ihr früheres Betreiben der Sache, auf denselben Einfluss, den wir jetzt in *α* dargestellt finden. Telemachos hat die Absicht, in der offenen Volksversammlung die Ithakesier um ein Schiff zu bitten, um auf demselben die von Athene ihm angerathene Reise zu unternehmen. Er beginnt, anknüpfend an die Frage des Aegyptios, mit der Schilderung seiner Noth, deren schmerzliches Gefühl ihn leidenschaftlich hinreisst, so dass er die Ithakesier beschwört, ihr ein Ende zu machen, wie sie schon längst hätten thun sollen, und die ihm bittere Thränen auspresst. An die Aufkündigung seines Hauses den Freiern gegenüber denkt er nicht, was Kirchhoff für seine Ansicht sehr wohl hätte verwenden können. Erst als Antinoos, der die ganze Schuld seines Unglückes auf Penelope wirft, entschieden erklärt, sie würden des Odysseus Haus nicht verlassen, ehe diese sich einen neuen Gemahl ausgewählt habe, fordert er die Freier auf, sein Haus zu verlassen, indem er im entgegengesetzten Falle mit der Rache der Götter droht. Das unmittelbar darauf erfolgende Vogelzeichen führt zu dem scharfen Auftreten des Eurymachos gegen den Wahrsager Halitherses, woran sich die Weigerung anschliesst, der Aufkündigung des Telemachos Folge zu leisten. Letzterer kommt dann endlich auf seine Forderung eines Schiffes, die ihn zunächst zur Berufung der Volksversammlung bestimmt hat. Diesen Zusammenhang verkennt Kirchhoff völlig, wenn er sagt, Telemachos, der sich resigniren und von seinen gerechten Ansprüchen ablassen müsse, thue nun einen Vorschlag, auf den die Freier bei einigem Billigkeitsgefühle eingehen müssten, da sie ihm nicht das Mittel versagen dürften, sich die Gewissheit zu verschaffen, ob sein Vater todt sei. Der Gedanke an die Kundschaftsreise soll also hiernach bloss ein Entgegenkommen gegen die Freier sein, da er mit seiner eigentlichen Forderung bei diesen nicht durchdringen könne. Das widerspricht aber der ganzen Fassung der Rede des Telemachos, welcher diesen Vorschlag keineswegs zur Vermittlung thut, sondern jetzt ganz von der Klage gegen die Freier abgeht, wegen deren Unrecht er sich auf die Götter und Menschen beruft. Nicht augenblicklich hat er den Entschluss zur Reise gefasst, um den Freiern seine Bereitwilligkeit zu erkennen zu geben, sondern die Bitte stellt er, *weil* er den Entschluss zur Kundschaftsreise gefasst hat.

Ein Vermittlungsvorschlag müsste ganz anders mitgetheilt werden. Das ἀλλ ἄγε bildet eben nur den Uebergang zu einer bestimmten Forderung. Vgl. δ, 669. Gerade dieser Forderung wegen hat er die Volksversammlung berufen, nicht um sich über die Freier zu beklagen und Abhülfe seiner Noth zu erflehen, wozu er sich nur im Drange des ihn überwältigenden Augenblicks hinreissen lässt. Die Freier sind auch weit davon entfernt, in seiner Forderung und in der Erklärung seiner Absicht einen Vermittlungsvorschlag zu erkennen. Hätte der Dichter die Forderung selbst als einen solchen betrachtet, so müsste er die Freier sich darüber in irgend einer Weise äussern lassen. Ja, es fällt wirklich sehr auf, dass die Freier auf die Erklärung des Telemachos, welcher nach einer bestimmten Zeit selbst die Verheiratung der Penelope zusagt, sich nicht einlassen, da sie diesen Vorschlag doch mit Freuden ergreifen müssten. Warum achten sie denn hierauf gar nicht? Die Sache ist so auffallend, dass wir zur Vermuthung gedrängt werden, β, 218—223 seien irrig aus α, 287—292 hierher gekommen. Was Athene ihm zu thun gerathen hatte, dazu braucht er den Freiern gegenüber sich nicht zu verpflichten, ihm gilt es nur, das Schiff nebst der nöthigen Bemannung zu erbitten und die nächste Bestimmung der Reise anzugeben, was hinreichend in V. 214—218 geschieht. So sind also diese sechs Verse aus α irrig hierher versetzt, wie, nach unserer frühern Ausführung, V. 216 f. in α, 282 f. eingeschoben sind. Aber die Forderung eines Schiffes ist auch nicht, wie man annimmt, an die Freier gerichtet, die zur Stellung desselben nicht verpflichtet sind, sondern allgemein an das ganze Volk, das ihm, als dem Sohne seines Herrschers, ein Schiff zur Kundschaftsreise verschaffen muss. Freilich beginnt die Rede mit einer Anrede der Freier, aber mit ἄλλ' ἄγε wendet er sich von diesen ab an die ganze Versammlung, wie ein ähnlicher Uebergang nicht selten sich findet. So antwortet Telemachos oben V. 40 dem mit ὦ γέρον angeredeten Aegyptios, aber schon mit V. 43 richtet sich die Rede an die ganze Versammlung und von V. 64 an werden alle versammelten Ithakesier mit Ausschluss der Freier angeredet, V. 70 ausdrücklich als φίλοι bezeichnet. Ebenso wendet sich V. 252 Leiokritos von dem bis dahin angeredeten Mentor mit ἄλλ' ἄγε an die ganze Versammlung. In der Erwiederung auf die Rede des Odysseus ν, 4 ff. redet Alkinoos diesen an, wendet sich aber V. 6 an die Fürsten der Phäaken. Α, 106 spricht Agamemnon den Kalchas an, aber am Schlusse seiner Rede wendet er sich an alle Fürsten mit den Worten αὐτὰρ ἐμοὶ γέρας αὐτίχ' ἑτοιμάσατε. Aehnlich ist es Α, 131,

141 ff. Dass auf die Forderung des Telemachos gar keiner eingeht, auch nicht der freundlich gesinnte Mentor, fällt sehr auf; wenigstens verlangt man eine Andeutung, dass der Aufforderung des Telemachos niemand zu entsprechen wagt, und so dürfte hier wohl eine Trübung der Ueberlieferung anzunehmen sein. Stand etwa ursprünglich an der Stelle von V. 224:

῞Ως ἔφαθ᾽· οἱ δ᾽ ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ·
ὀψὲ δὲ δὴ μετέειπε γέρων Μέντωρ μεγάθυμος.

Wenn Kirchhoff die Aufforderung des Telemachos als einen augenblicklichen Vermittlungsvorschlag gegen den Zusammenhang der Stelle nimmt, so würde nach ihm wohl Athene in der ursprünglichen Fassung des ersten Buches dem Telemachos nur den Rath, eine Volksversammlung zu berufen, ertheilt oder gar bloss die Hoffnung, dass der Vater noch lebe, in ihm bestärkt haben. Aber das Gedicht, welches die Kundschaftsreise des Telemachos erzählt, kann nach Homerischer Compositionsweise unmöglich den Entschluss zur Reise als einen plötzlichen Einfall dargestellt haben, dieser muss von der Gottheit eingegeben sein, und zwar von derjenigen, die sich so ungemein thätig hierbei bezeigt, ja den Telemachos selbst auf der Reise begleitet. So darf man also zuversichtlich behaupten, dass das Gedicht, dem β, 1—δ, 619 angehörten, unmöglich des bestimmten Rathes der Göttin zu dieser Reise entbehrt haben kann; und den Plan zu dieser Reise muss die Göttin im Olymp verkündet haben, sie kann nach Homerischer Darstellung nicht ohne weiteres an der Thür des Palastes zu Ithaka erschienen sein.

Hiernach müsste, wäre das erste Buch der Odyssee eine Bearbeitung einer frühern Fassung, diese in den wesentlichen Punkten mit demselben übereingestimmt haben. Im entschiedensten Gegensatze hierzu hören wir aber Kirchhoff die Behauptung aufstellen, das jetzige erste Buch von V. 88 an sei völlig freie Dichtung des Bearbeiters, und diene lediglich, den Einschnb von β, 1—δ, 619 zu vermitteln, da der wirkliche Anfang sich als unbrauchbar erwiesen habe. Die wissenschaftliche Begründung legte Kirchhoff entschieden die Pflicht auf, ein ungefähres Bild des ursprünglichen Anfanges des Gedichtes zu entwerfen, und so wenigstens die Möglichkeit seiner Behauptung darzuthun, sein jüngerer Bearbeiter habe diesen Anfang nicht benutzen und deshalb völlig umdichten müssen. Weiter hätte er, da er diesen seinen neuen Bearbeiter gegen den Dichter der drei folgenden Bücher so tief herabsetzt, den Beweis liefern müssen, dass sich eine auffällige Verschiedenheit der dichterischen Fähigkeit in Erfindung, Darstellung und Sprache verrathe.

Nur so hätte er seine Aufgabe, die er doch in der Nachweisung der Ungereimtheiten der betreffenden beiden Reden mit fast peinlicher, jeden Schlupfwinkel zu verbauen suchender Gründlichkeit vertritt, vollständig gelöst, während jetzt die Behauptung eines jüngern, sehr schwachen Bearbeiters, abgesehen von der haltlosen Zurückweisung einer Interpolation der betreffenden, von ihm als *corpus delicti* missbrauchten Stellen, in der Luft schwebt. Die am Schlusse seines Aufsatzes in Aussicht gestellte Kritik einzelner Stellen des ersten Buches, worin sich der Charakter jenes verkappten Bearbeiters schlagend erweisen sollte, hat Kirchhoff bisher nicht geliefert, und uns so in Zweifel gelassen, ob seine Kritik hier stichhaltiger sei oder sich auf interpolirte Stellen beziehe, deren wir auch sonst noch mehrere, wie wir längst gezeigt, im ersten Buche finden, wie überhaupt die Homerischen Gedichte überall von solchen durchzogen sind.

Mit der letztern Behauptung treffen wir auf einen Grundfehler der ganzen Kirchhoffschen Betrachtung. Während er gegen das erste Buch, wo ihm der grosse Wurf gelungen ist, die ganze Schärfe der Kritik spielen lässt, schliesst er in den folgenden die Augen gegen zahlreiche nicht minder auffallende Ungereimtheiten. Hätte er mit gleich unnachsichtlicher Strenge das ganze Gedicht verfolgt, so würde er sich der Ueberzeugung nicht haben verschliessen können, dass die Interpolationen in den Homerischen Gedichten ein grosses Gebiet einnehmen, in dessen Kreis eben auch die Ungereimtheiten des ersten Buches gehören. Und hätte er etwa alle solche Stellen einem jüngern Bearbeiter zuschreiben wollen, so musste er vorab wenigstens an *einem* sichern Beispiele einen solchen *Bearbeiter* nachweisen. Dass die Homerischen Gesänge im Munde der Rhapsoden während der langen Zeit ihrer Fortpflanzung manche Veränderungen und Zusätze erlitten, ist so natürlich, dass es kaum eines weitern Beweises bedarf, dass solche Stellen, die sich als ungehörig ergeben, gerade von ihnen sich herschreiben. Wenn sich in spätern Dichtwerken interpolirte Stellen einschleichen konnten, wie viel mehr in den Homerischen Gesängen, die, durch das Gedächtniss fortgepflanzt, im Munde der Rhapsoden lebten? Warum hätte sich der Rhapsode versagen sollen, hie und da einen Zug, eine Ausführung einzuschieben, die ihm für den Vortrag an ihrer Stelle wirksam schien, mochte auch bei einer genauen Betrachtung im Zusammenhange, die der Zuhörer eben nicht anstellen konnte, die Ungehörigkeit sich herausstellen. Sind manche dieser das Gedicht entstellenden Zusätze von den Griechen aller Zeiten arglos hingenommen und erst in neuester Zeit nachgewiesen, viele andere

erst nach der höchsten Blüthe des griechischen Geistes entdeckt worden, um wie viel eher konnten die Rhapsoden sich solche Zusätze erlauben, die ein genau aufmerkender Sinn als aufgesetzte Flicke erkennt. Wenn Goethe einmal bemerkt, manche Verse, die er nachträglich in „Hermann und Dorothea“ eingefügt habe, seien solchen Stellen ähnlich, welche man bei Homer als später eingeschoben betrachte, so dürfte dies doch nur bei oberflächlicher Betrachtung der Fall zu sein scheinen. Dagegen wollen wir nicht in Abrede stellen, dass auch der ursprüngliche Dichter bei wiederholtem Vortrage seiner Lieder hie und da selbst einen Zusatz machte, zu welchem ihn der Augenblick hinriss, den er, wenn ihm die dichterische Anlage des Ganzen ganz lebhaft vorgeschwebt hätte, als ungehörig erkannt haben würde, wie wir ja auch bei Goethe und Schiller auf ähnliche Weise einzelne nicht ganz passende Stellen als solche nachträgliche Zusätze zu betrachten haben. Wenn wir bei Homer manches als Interpolation eines spätern Rhapsoden ausscheiden, so müssen wir uns freilich bescheiden, dass in einzelnen Fällen solche Zusätze auch vom Dichter selbst gemacht sein können, genug dass sie nicht ursprünglich an der Stelle gedichtet wurden.

Kirchhoff ist ein abgesagter Feind aller Rhapsodeninterpolationen, worauf die Leichtfertigkeit, mit welcher man oft bei der Annahme derselben verfahren ist, mit eingewirkt haben dürfte. Aber der Missbrauch schliesst nicht den rechten Gebrauch aus, und wenn selbst vorsichtige Kritiker im Entdeckungseifer nicht selten zu weit gegangen sein dürften, so berechtigt uns dies keineswegs, gegen die Sache selbst misstrauisch zu sein, wie sehr wir auch, wie in allen Fragen der Kritik, in jedem einzelnen Falle wohl aufzupassen angewiesen sind. Kirchhoff geht offenbar mit der Behauptung zu weit, keine Interpolation dürfe für wissenschaftlich begründet gelten, so lange nicht der Grund nachgewiesen sei, welcher dazu bestimmt habe. Da keine offenbare Ungereimtheit, die den reinen, schönen Fluss der Dichtung hemmt, vom Dichter ausgegangen sein kann, so muss jeder derartige Flecken als ein ungeschickter Zusatz ausgeschieden werden, den wir so lange einem vortragenden Rhapsoden zuschreiben werden, bis uns Kirchhoffs jüngerer Bearbeiter als ein leibhaftes Wesen nachgewiesen sein wird. Einen Grund, welcher den Zusatz veranlasst, kann man sich in den meisten Fällen denken, doch ohne dies über eine grössere oder geringere Wahrscheinlichkeit zu erheben; die Gewissheit der Interpolation liegt aber nicht in ihm, sondern in der Sache selbst, und bei der unberechenbaren Willkür, mit welcher die Rhapsoden bei ihren Einschiebungen verfuhren, da sie der raschen, oft wunderlichen Eingebung des Augen-

blicks folgten, ist es eine unbillige Forderung, dass man überall eine Veranlassung dazu aufzeigen müsse. Selbst bei spätern Schriftstellern dürfte eine solche Zumuthung nicht überall statthaft sein.

Sehen wir uns Kirchhoffs Odyssee etwas näher an, so müssen wir staunen, was alles der gegen die beiden Reden des ersten Buches so strenge Kritiker in den folgenden Büchern sich ruhig gefallen lässt. Hätte er mit gleicher Schärfe diese untersucht, er würde sich bald überzeugt haben, dass es hier nicht besser bestellt sei: aber seine Entdeckung des ungeschickten Bearbeiters im ersten Buche macht ihn zu glücklich, als dass er ernstlich daran denken könnte, hier dasselbe Verfahren anzuwenden, und so eine Probe auf seine Rechnung zu machen. Im ganzen *zweiten* Buche betrachtet Kirchhoff nur den längst ausgeschiedenen V. 191 als junge Interpolation, und das Gebet 262—266 scheint ihm vom jüngern Bearbeiter seinem Zwecke gemäss umgedichtet, weil einmal nach seiner Annahme im ursprünglichen ersten Buche Athene dem Telemachos nicht den Rath zur Seereise gegeben haben soll. Aber hätte hier ursprünglich ein Gebet gestanden, worin Telemachos ohne Beziehung auf die gestrige Erscheinung der Göttin die Athene anflehte, so konnte der Bearbeiter diese unverändert stehen lassen, da eine Rückbeziehung darauf, selbst wenn Telemachos die Athene erkannt hätte, unnöthig war, und jedenfalls hätte er dann nur wenig zu ändern gehabt. Fast unbegreiflich wäre es, wenn der Bearbeiter, hätte ihm die gelungene Fassung eines Gebetes vorgelegen, diese so sehr verdorben hätte, dass er sogar das, weshalb Telemachos die Göttin anruft, ganz wegliess. Und nicht allein das Gebet selbst ist anstössig, auch die Einleitung V. 261. Das Waschen der Hände kommt freilich beim Spenden vor, beim Gebete nur an der gleichfalls höchst bedenklichen Stelle *μ*, 336, wogegen sonst beim Gebete das Ausstrecken der ausgebreiteten Hände gen Himmel erwähnt wird. Uns scheint vielmehr das ganze Gebet eine Ausschmückung eines Rhapsoden, der seine Schwäche als Dichter dabei nur zu sehr verrieth, so dass er sogar *εὔχετ' Ἀθήνῃ* sagte, obgleich sein Telemachos selbst es unentschieden lässt, welche Gottheit ihn gestern besucht hat. Dass Athene auf das Gebet an sie sofort sich einstellt, ist an sich höchst sonderbar. Telemachos geht aus der Volksversammlung zum Ufer des Meeres und hängt seinen Gedanken nach über die ihm am Herzen liegende Seereise, zu welcher ihm die Mittel versagt sind; das entspricht vollkommen dem Zusammenhange. Wie der Dichter dies ausgedrückt habe, lässt sich freilich nicht sicher bestimmen; jedenfalls hätte ein einfaches *τὴν ὁδὸν* (vgl. 253. 256) *ὥρμηνεν* (vgl.

α, 444. γ, 169) hingereicht, woran sich ganz wohl σχεδόθεν δέ οἱ ἦλθεν Ἀθήνη (vgl. ν, 221) angeschlossen hätte.

Aber dieses unglückliche Gebet ist keineswegs die einzige ungereimte Interpolation des zweiten Buches, wie man nach Kirchhoff glauben sollte, der hier nirgendwo sonst einen Anstoss findet, sondern mit vollster Befriedigung das ganze Buch durchwandert. Wir weisen nur auf einiges hin. Höchst auffallend ist es, dass der Wahrsager Halitherses in seiner Rede des unmittelbar vorhergegangenen Vogelzeichens gar nicht gedenkt, da er doch gerade auf dieses sich berufen musste. Nach 146 f. hätte Zeus das Vogelzeichen *dem Telemachos* gesandt (denn das nur kann τῷ sagen wollen); von einer Ermuthigung desselben ist aber gar keine Rede, sondern in wunderlichster Weise wird V. 155 f. gesagt, die Versammlung habe die Vögel angestaunt und gedacht, was nun geschehen (in Erfüllung gehen) solle. Vgl. *B*, 39. Auch von einer besondern Wirkung auf die Freier ist gar keine Rede. Wozu denn nun das Vogelzeichen überhaupt? Solche Ungereimtheiten kann man einem halbweg verständigen Dichter nicht zutrauen. Alles, was sich auf das wunderliche, ganz unangebrachte Vogelzeichen bezieht, lässt sich glatt ausscheiden, zunächst das Vogelzeichen selbst, wo denn τοῖσι δὲ καὶ μετέειπε V. 157 sich ganz passend an die mit V. 145 endende Rede des Telemachos anschliesst. Vgl. λ, 342. Ξ, 109. Auch die weitere Bezeichnung des Halitherses V. 158—160, mit der sonderbaren Bemerkung, er (der Alte) habe sich *unter den Altersgenossen* (vgl. *N*, 431) durch Kenntniss des Vögelflugs und gebührende Reden ausgezeichnet, entbehren wir gern, und die Rede des Eurymachos gewinnt an Frische und lebendiger Kraft, wenn wir das breite, wenig treffende Gerede V. 180—192 ausscheiden. Wie wunderlich ist der Gedankengang: „Dies kann ich besser als du weissagen. Nicht alle Vögel sind bedeutsam, und Odysseus ist längst todt. Möchtest du mit ihm gestorben sein: dann würdest du nicht so viel weissagen und nicht den Telemachos in Erwartung eines Geschenkes noch mehr anfreizen“, mit der daran geknüpften drohenden Verkündigung, dem Telemachos werde er nur Schaden bringen und ihn selbst würden sie um Geld strafen. Auch V. 170—176 gehören der Interpolation an, wie sich schon daraus ergibt, dass er zum Beweise, wie gut er zu weissagen wisse, sich auf eine Weissagung beruft, die bis dahin noch nicht in Erfüllung gegangen ist und woran eben niemand glaubt. Alle diese Ungereimtheiten, durch deren Entfernung wir erst eine in sich zusammenstimmende Dichtung erhalten, übersieht Kirchhoff und lässt sie ruhig stehen; denn solche Ent-

deckungen im zweiten bis vierten Buche wären ihm eben οὐδὲν πρὸς Διόνυσον.

Nicht weniger sind V. 273—284 ein so leeres Gerede, wie man es sich nur denken kann. Nachdem Athene gesagt hat, Telemachos werde sich als tüchtig und verständig bewähren, wenn er des Odysseus edlen Sinn besitze, und dann (?) werde er auch die Reise glücklich ausführen, soll sie hinzufügen: „Sei er nicht des Odysseus und der Penelope Sohn (ein falscher Gegensatz zu 271), so werde er seine Absicht nicht ausführen. Freilich kämen wenige Kinder ihren Eltern gleich, aber da er tüchtig und verständig sein werde (was sonderbar erklärt wird, die Klugheit des Odysseus fehle ihm nicht ganz), so hoffe sie, er werde die Sache vollenden." Kann man verworrener und ungeschickter sich ausdrücken? Aber auch das reicht dem Interpolator nicht aus. Athene oder vielmehr Mentor soll ihn nun noch wegen der Freier beruhigen, denen allen der Untergang an *einem* Tage bevorstehe, wogegen seine Reise bald von Statten gehen werde. Diesem unsinnigen Geschwätze entgehen wir, wenn wir auf die freundliche Hoffnung, er werde seines Vaters würdig sich beweisen, gleich Mentors bestimmtes Versprechen V. 285 folgen lassen: die Reise werde er sofort unternehmen, da er ihm ein Schiff stellen, ja ihn selbst begleiten werde. So entgehen wir dem ungeschickt wiederholten οὐδ' ὄπιθεν κακὸς ἔσσεαι οὐδ' ἀνοήμων (270. 278), und der dreimaligen Betheurung, es werde ihm gelingen (273. 280. 285), wir entgehen dem völligen Stillstande und der Verwicklung der Gedanken, in dem dasselbe wiederholenden Satzconvolut. Von allem diesem merkt Kirchhoff nichts, in gutem Glauben an diesen seinen echten Dichter, der nicht ein solcher unmündiger und alberner Geselle sei, wie der glücklich im ersten Buche von ihm entlarvte geistverlassene Bearbeiter. Der ungeschickte Rhapsode meinte, Mentor oder vielmehr Athene müsse den Telemachos auffordern, sich nicht um die Freier zu bekümmern, die bald ihr Verderben ereilen werde, wozu er als Uebergang das weite Gerede machte, er sei wirklich der Sohn des Odysseus, als ob εἰ δή V. 271 einen wirklichen Zweifel enthielte. Wahrscheinlich verführte ihn die Art, wie sich Telemachos α, 215 f. über seine Abkunft ausspricht.

Als Antinoos lachend auf Telemachos zugeht, sagt er ihm, nachdem er ihm die Hand gedrückt, er möge sich doch keine bösen Gedanken machen, sondern ruhig, wie bisher, mit ihnen essen und trinken (V. 303 ff.). Sein heutiges Auftreten will er hiermit als eine Verirrung gleichsam ungeschehen machen, als eine unglückliche Aufwallung betrachten, die ihm nur selbst Verdruss mache, ohne

etwas zu helfen. Wie stimmt es nun dazu, dass Antinoos in V. 306 auf seine Seereise zurückkommt, und versichert, die Achäer würden ihm gern ein Schiff ausrüsten, da doch in der Volksversammlung sich keiner dazu bereit fand, in welcher Leiokritos erklärte (V. 254 f.), seine alten väterlichen Freunde Mentor und Halitherses würden dies gern thun. Ich will gar kein Gewicht darauf legen, dass hier blos Pylos genannt wird, nicht Lakedämon daneben. Telemachos fertigt den Antinoos gebührend ab, indem er erklärt, die Zeit des ruhigen Duldens sei vorüber, er sinne von jetzt an auf Rache. Aber höchst sonderbar verräth er den Freiern von V. 317 an, dass er seine Reise noch keineswegs aufgegeben, nur, da er kein eigenes Schiff erhalten könne, auf einem fremden Schiffe als Passagier zu fahren sich entschlossen habe, wodurch er freilich die Reise in die Ferne rückt. Viel besser verbirgt er doch diese Reise, deren Geheimhaltung ihm freilich Athene nicht ausdrücklich anbefohlen hat, er selbst aber für nöthig hält, unter der bittern Drohung gegen die Freier, worin sich der Aerger über die Unmöglichkeit, die Reise auszuführen, zu erkennen gibt. So schliesst die Rede viel kräftiger mit V. 316, woran sich auch das leidenschaftliche Herausreissen der Hand aus der des Antinoos besser anschliesst. Und wie ungeschickt sind V. 317 ff. angeflickt? In Pylos kann er doch nicht den Freiern Verderben bereiten, und die Fahrt dorthin hat einen durchaus andern Zweck; auch im höchsten Aerger kann es ihm nicht einfallen, diese als bedrohlich für die Freier darzustellen. Für die Ausscheidung von V. 317—320 spricht auch, richtig verstanden, die Spottrede der Freier. Diese knüpft gerade an die Drohung V. 316 an, indem sie in roher Weise damit die ihm verwehrte Reise verbindet, welche sie höhnisch als wirklich bevorstehend annimmt. Aber auch hier hat der Interpolator sich nicht mit dem vom Dichter Gegebenen begnügt, sondern einen andern, wenig dazu stimmenden Spott hinzugefügt, er wolle wohl gar von Ephyre Gift sich holen, um sie zu vergiften. Vortrefflich ist die Rede, wenn sie sich mit der Andeutung begnügt, er wolle wohl gar von Pylos und Sparta sich Helfershelfer holen, um seine Rache auszuführen, was seine Spitze verliert, wenn Telemachos selbst bereits der Reise nach Pylos, wie es in V. 317 geschehen würde, gedacht hätte. Noch weniger passend als V. 328 —330 erweist sich die zweite Rede der Freier, V. 331—336, welche die Hoffnung ausspricht, er werde von seiner Reise gar nicht zurückkehren; denn sie enthält einen Wunsch, der sich doch nicht an eine Handlung anschliessen kann, von deren Nichteintreten man überzeugt ist. Und der Spott, dass sie dann sich mehr anzu-

strengen hätten, weil sie des Gestorbenen Habe unter sich vertheilen müssten, ist doch gar zu einfältig, da er jeder thatsächlichen Grundlage entbehrt; denn warum sollte des Telemachos Besitzthum ihnen zufallen? Zwei Reden dieser Art hintereinander sind überhaupt auffallend, und die einzige Stelle, wo dieses noch sonst der Fall ist, φ, 396 ff., gewinnt entschieden, wenn wir dort die zweite Rede V. 400—402, die gegen die erste matt abfällt, äusserst geschraubt, hart und nicht zutreffend ist, als eingeschoben wegfallen lassen. In unserm Buche hebt sich die Darstellung bedeutend dnrch den Wegfall der angeflickten Verse 328—336.

Auch eine andere sich noch entschiedener aussondernde Stelle, V. 382—392, lässt Kirchhoff seinem trefflichen Dichter ohne Anstoss dnrchgehen. So unmündig war der Homerische Dichter nicht, dass er zwei in ganz kurzer Entfernung aufeinander folgende Abschnitte beide mit ἔνϑ' αὖτ' ἄλλ' ἐνόησε begonnen hätte. Dazu kommt, dass diese Formel nur da gebrancht wird, wo der Uebergang zur Handlung einer nicht unmittelbar vorher genannten Person gemacht wird, wogegen hier vor V. 393, der eine zweite Veranstaltung der Athene in dieser Weise einführt, nnmittelbar ϑεὰ δ' ὤτρυνεν ἕκαστον vorhergeht. Auch deutet der Vers auf einen ganz neuen, plötzlich entstandenen Gedanken, während das, was Athene V. 383 ff. thut, die nothwendige Folge ihres dem Telemachos V. 287 ff. gegebenen Versprechens ist. Ein Rhapsode, der meinte, wie Athene das Schiff nebst Bemannung erhalte, dürfe nicht unbeschrieben bleiben, schob dieses mit wenig Geschick ein. Der echte Homerische Dichter weiss mit guter Einsicht manche Züge der Handlung zu übergehen, welche die Darstellung belasten, statt sie zu heben. Selbst der Untergang der Sonne braucht nicht bestimmt angegeben zu sein, wie es der Fall ist, wenn wir jenes Einschiebsel weglassen; auch im siebenten Buche der Ilias wird nur gelegentlich bemerkt (V. 282), dass es Nacht geworden, und daselbst V. 433 f., an einer freilich spätern Stelle, wird er übergangen. Dass an den 388 gebranchten Formelvers sich sonst ein Satz mit δέ, kein καὶ τότε, wie hier, anschliesst, dies nnd anderes ist in meiner Schulausgabe schon bemerkt. Auch die nngeschickten Verse 396—398 sind dort als das bezeichnet, was sie sind, als ein erbärmliches Machwerk, wozu der Rhapsode sich verleiten liess, weil er meinte, es müsste beschrieben werden, wie die Freier nach Hause gekommen seien, während der Dichter diese nnr während des Telemachos Abfahrt in Schlaf versenkt, und gar nicht daran denkt, was sie später angefangen, zn beschreiben. Nachdem der Dichter gesagt, Athene sei ins Haus des Odysseus

gegangen, um die Freier, natürlich dort, in Schlaf zu versenken (denn nur davon steht der Ausdruck ἐπὶ γλυκὺν ὕπνον ἔχευεν), fährt der Rhapsode in alberner Weise fort: „Sie verwirrte die Freier beim Trinken und warf ihnen die Becher aus der Hand. (Das soll bezeichnen, sie seien schlaftrunken geworden.) Darauf erhoben sie sich, um in der Stadt (jeder in seinem Hause) zu schlafen. Und nicht lange sassen sie da, so befiel sie der Schlaf." Solche Unmündigkeit dem echten Homerischen Dichter zuzumuthen, setzt einen gar geringen Begriff von dessen Darstellungsgabe voraus, und der schlechte Zudichter, der sich wohl gar etwas darauf einbildete, dass er die Freier erst zu Hause einschlafen lässt, guckt überall heraus: aber Kirchhoff ist für das zweite bis vierte Buch, dem ersten gegenüber, so eingenommen, dass er von allem diesem nichts merkt. Man kann auch wohl hier mit Recht sagen, der gute Homer schlafe an diesen Stellen nicht, sondern schnarche; aber es ist eben nicht Homer, sondern auf seinem Königsstuhle narrt ein Affe noch immer die Gläubigen.

Wenden wir uns zum *dritten* Buche, so verwirft hier Kirchhoff nur die gedankenlos aus andern Stellen hierher gekommenen Verse 131. 199 f. 214 f. Schon in meiner Schulausgabe habe ich eine nicht unbedeutende Anzahl Stellen bezeichnet, die der Interpolation dringend verdächtigt oder unzweifelhaft unecht sind, einige andere, die mir gleichfalls ihre unechte Abkunft verriethen, dem Zwecke der Ausgabe gemäss, nicht als solche bezeichnet. Wir heben hier einzelnes der Art hervor. Wenn Athene als Mentor V. 15 f. den Tod des Odysseus voraussetzt, indem sie sagt, Telemachos habe die Seereise unternommen, um zu erfahren, wo die Erde jenen berge und welchen Tod er gefunden, so steht dies im entschiedenen Widerspruch mit ihrer angenommenen Rolle, da sie die Hoffnung in ihm beleben muss, diese nicht durch die Voraussetzung niederschlagen kann, der Vater sei gestorben, wenn auch Telemachos selbst sich nicht der Hoffnung überlässt; doch auch dieser bittet den Nestor nur, ihm den Tod des Odysseus, den er freilich voraussetzt, nicht zu verschweigen, wenn er davon wisse, sondern ihm zu sagen, was er gesehen habe (92 ff.). Dass Mentor noch auf die Rückkehr des Odysseus hofft, ergibt sich aus β, 235 ff., und Athene, die ja des Telemachos Muth erheben will, spricht die Möglichkeit der Rettung desselben weiter unten 231 ff. aus. Auch treten V. 15 f. so ungeschickt zwischen die Bemerkung, er dürfe sich nicht scheuen, und die Aufforderung, an Nestor heranzugehen, dass ihre Einschiebung unzweifelhaft ist. Dasselbe gilt von V. 18: denn nicht allein ist ἥντινα μῆτιν ἐνὶ στήθεσσι κέκευθεν, in

dem hier erforderlichen Sinne; *was er (von Odysseus) weiss*, ganz ungehörig, da μῆτις nie vom blossen Wissen, von der blossen Kunde stehen kann, sondern der Vers schiebt sich auch ganz unpassend zwischen das Hingehen zum Nestor und die an ihn zu richtende Bitte. Bekker sah das Ungehörige der Verbindung, liess sich aber verleiten, die durchaus nöthigen Verse 19 f. (wenigstens der erstere ist unentbehrlich) zu streichen. Auch V. 24 begegnen wir wieder einem ungeschickten Verse. Die von Athene V. 14 zurückgewiesene Scheu darf Telemachos hier nicht von neuem vorbringen; er beruft sich hier allein auf seine Unerfahrenheit, und nur darauf bezieht sich auch Athenes Antwort, V. 26 ff. Eine gar günstige Gelegenheit zur Einschiebung bot das Gebet der Athene 54. Eine Ausführung des Gebetes war hier durchaus unnöthig (das einfache εὔχετο πολλὰ Ποσειδάωνι ἄνακτι genügte, wie das einfache εὔχετο *T*, 255), und dazu störend, da Telemachos gleich darauf eben so beten soll. Und das Gebet selbst ist so ungeschickt wie möglich. Schon die Einleitung der folgenden Bitte durch τελευτῆσαι τάδε ἔργα fällt auf, da τάδε ἔργα immer auf das geht, was man eben vorhat (vgl. β, 280. π, 373. ρ, 78. 274. *B*, 252). Die Forderung einer Vergeltung des Opfers (V. 58) ist sehr roh, am störendsten, dass Athene ohne Noth den Namen des Telemachos verräth; denn das Gebet wird ja allen vernehmlich gesprochen. Auch dass sie alles vollendet habe, worum sie den Poseidon gebeten, finden wir höchst seltsam, besonders da ihr Gebet sich nicht bloss auf etwas Augenblickliches bezieht, sondern zum Theil auf eine weitere Zukunft geht. Gehen wir weiter, so scheint V. 120—125 die Erwähnung, wie Odysseus allen an List vorangegangen sei, eben so unpassend als das Bedenken, ob Telemachos wirklich des Odysseus Sohn sei, als welchen sich Telemachos genannt hat; denn εἰ ἐτεόν γε kann hier keinen andern Sinn haben. Die Beziehung des εἴως V. 126 auf V. 118 wird durch diesen Einschub empfindlich gestört, und die Verse selbst ergeben sich als höchst ungeschickt zusammengeflickt. Wenn der Helena und dem Menelaos die äussere Aehnlichkeit des noch unbekannten Telemachos mit Odysseus auffällt (δ, 140 ff.), so findet an unserer Stelle der weise, hier sehr unweise Nestor eine Bestätigung der Angabe des Telemachos in der Aehnlichkeit der Rede, da dieser so vernünftig spreche wie kein jüngerer Mann (die Aehnlichkeit und die Vernünftigkeit werden beide unmittelbar hinter einander durch ἐοικώς bezeichnet!), obgleich eine besondere Weisheit sich gerade weniger in der Rede des Telemachos als in der von Menelaos δ, 204 in ähnlicher Weise gerühmten des Peisistratos zeigt.

H. Anton hat weitläufig den Widerspruch zwischen den zwei grossen Reden Nestors in unserm Buche hervorgehoben, und daraus den Schluss gezogen, dass hier zwei selbständige Lieder (?) aneinander gefügt seien. Nach seiner Annahme folgte auf die V. 224 endende Rede Nestors unmittelbar die der Athene V. 329; es entgeht ihm, dass nach seiner Ausscheidung V. 369 f. geradezu in der Luft schweben, die sich auf das Anerbieten Nestors V. 324 ff. so sehr beziehen, dass in ihnen nicht einmal gesagt ist, wohin er den Telemachos mit seinem Sohne senden solle. Sehen wir den Thatbestand genauer an. Wenn in der zweiten Rede Nestor erzählt, wie er bis Sunion mit Menelaos zusammen gefahren sei, in der ersten nur, dass Menelaos sich in Lesbos wieder zu ihm gesellt und sie von dort zusammen gerade auf Euböa zugesteuert, so liegt darin kein Widerspruch, eben so wenig eine unberechtigte Abweichung darin, dass in der ersten Rede Nestor erzählt, wie er selbst zurückgekehrt sei, und kurz hinzufügt, was er von der Rückkehr der übrigen Helden erfahren, dagegen in der zweiten nicht scheidet, was er selbst gesehen und was er von andern erfahren: denn in der ersten antwortet er auf die Frage, was er von der Rückkehr des Odysseus durch eigene Erfahrung wisse, indem er seine eigene Rückreise erzählt, woraus sich ergibt, dass er allein mit Diomedes zurückgekehrt ist, Odysseus ihn in Tenedos verlassen habe, um zum Agamemnon zurückzukehren, und er fügt schliesslich hinzu, was er von der Rückkehr anderer wisse, wodurch der Dichter einen Uebergang zum Schicksale des Agamemnon erhält; in der andern erwiedert er auf des Telemachos Frage, wie es gekommen, dass Aegisthos den Menelaos nicht gescheut, ob dieser etwa während der Ermordung Agamemnons nicht zu Hause gewesen. Diese Frage kann der Dichter seinen Telemachos ruhig thun lassen, obgleich dieser (aber der Dichter braucht sich dessen gar nicht zu erinnern) von Athene erfahren hat (*α*, 286), dass Menelaos zuletzt von allen Achäern zurückgekommen ist. Aber Frage und Antwort stimmen so schlecht zusammen, dass wir eine solche Ungeschicktheit einem aufmerkenden Dichter nicht zuschreiben dürfen. Telemachos bittet den Nestor, nach einer seine Weisheit hervorhebenden Einleitung, ihm zu sagen (V. 248 ff.), wie Agamemnon gestorben (was er längst wusste), wo Menelaos zur Zeit gewesen, welche List Aegisthos ersonnen, da er ja einer solchen gegen den stärkern Mann bedurft habe, ob etwa Menelaos damals in der Irre umhergeschweift sei, dass Aegisthos dadurch ermuthigt worden wäre. Die Fragen sind ungeschickt genug gestellt, und die Antwort passt durchaus nicht. Die Fragen, wie Agamemnon gestorben, durch welche List

Aegisthos ihn getödtet, werden gar nicht beantwortet, und statt einfach zu sagen, Menelaos sei zur Zeit der That noch nicht zu Hause gewesen, hören wir, Menelaos würde gebührend den Aegisthos bestraft haben, hätte er ihn noch lebend getroffen. Statt aber nun auf die Abwesenheit des Menelaos näher einzugehen, wird uns ausführlich beschrieben, wie Aegisthos die Klytämnestra berückt habe, woran dann mit einem ganz ungehörigen μὲν γάρ die Erzählung angeknüpft wird, wie Menelaos auf ihrer Rückfahrt zu Sunion aufgehalten, dann bei Maleae nach Aegypten verschlagen worden, und in dieser Zeit Aegisthos den Mord verübt habe, den im achten Jahre darauf Orestes gerochen, zu dessen Leichenmahl Menelaos auf der Rückreise eingetroffen sei. Wir möchten Kirchhoff aufs Gewissen fragen, ob er bei der strengen Kritik, die er an den Ungereimtheiten in der Rede der Athene im ersten Buche übt, diese schreienden Ungehörigkeiten einem verständigen Dichter zuzumuthen wagen wird. Wir haben ein zu gutes Vertrauen auf sein feines Urtheil und seinen geläuterten Geschmack, als dass er es über sich bringen könnte, angesichts dieser Unzuträglichkeiten die Vertheidigung der unglücklichen Rede zu übernehmen. Wird er aber auch diese etwa seinem jüngern Bearbeiter zuschieben, dessen Entdeckung, stände sie auch auf festerm Boden, um so fraglicher wird, je häufiger man genöthigt ist, ihn die Hand im Spiele haben zu lassen, da eine Interpolation durch einen Rhapsoden viel näher liegt? Wir gewinnen eine ganz zweckmässige Rede, wenn wir V. 256—275 ausscheiden. An die Bejahung der Frage, ob Menelaos in dieser Zeit abwesend gewesen (V. 255), schliesst sich die Erzählung von der Irrfahrt des Odysseus an. Der Interpolator eröffnete seine unglückliche Einschiebung V. 262 mit dem ἡμεῖς μὲν γάρ der echten Stelle (V. 256—261 dürfte eine spätere Einschiebung sein); da ihm hier ein Bericht, wie Aegisthos die Klytämnestra berückt habe, an der Stelle zu sein schien, so führte er dies aus, vielleicht mit Benutzung einer andern Darstellung. Dazu scheint er aber auch die Frage selbst, freilich auf eine sehr ungeschickte Weise, umgestaltet zu haben. Diese würde ohne allen Anstoss sein, läsen hier wir statt V. 247 f. etwa einfach (vgl. γ, 194):

Ποῦ Μενέλαος ἔην, ὅτ' ἐμήσατο λυγρὸν ὄλεθρον;

Die Frage πῶς ἔθανε sollte dann, freilich ungeschickt genug, sich auf die Art beziehen, wie Aegisthos die Gemahlin des Agamemnon verführte, und der Interpolator glaubte die Stelle zu heben, indem er auch den Satz mit ὅτε in einen Fragesatz verwau-

delte. [1]) Uebrigens hat der Dichter mit Absicht den Nestor der Irren des Menelaos nicht gedenken lassen, um die Erzählung nicht zu lang und unübersichtlich zu machen, durch die Erwähnung der Rache der Ermordung Agamemnons des Telemachos Verzweiflung, sich so an den Freiern rächen zu können, natürlich hervorzurufen und an die Rückkehr des Menelaos Nestors Aufforderung zu knüpfen, Telemachos möge nicht lange von Hause wegbleiben, vorher aber doch noch den Menelaos besuchen.

Von andern Interpolationen des dritten Buches heben wir noch ein paar hervor. Nestor erwiedert auf des Telemachos Wunsch, die Götter möchten ihm die Macht geben, sich an den Freiern zu rächen, an dessen Erfüllung er verzweifelt (V. 211 ff.): „Da du mich erinnerst an die Unbill der Freier in deinem Hause, wer weiss, ob nicht einmal Odysseus sich an ihnen rächen wird, entweder allein oder mit allen Achäern?“ unter denen er wohl die mit ihm aus dem Kriege Zurückkehrenden versteht. Das ist ganz in der Ordnung, aber völlig verfehlt, wenn er nun diesen Gedanken fahren lässt und ohne Uebergang die Hoffnung in ihm erregt, er könne vielleicht gar selbst unter Athenes Beistand die Freier aus dem Wege räumen. Wie kann dieser ganz neue Gedanke sich ohne weiteres mit dem wünschenden „wenn doch“ anschliessen? Es ist dies so offenbar angeflickt, wie nur etwas sein kann. Weder Nestor (vgl. V. 313 ff.) noch Athene kann eine solche Hoffnung in ihm erregen, was auch später weder Menelaos (vgl. *δ*, 335 ff.) noch Helena (vgl. *ο*, 172 ff.) thut; nur die Erwartung der rächenden Rückkehr soll in Telemachos gehoben werden. Das Staunen über das, was Nestor geäussert hat (V. 227), bezieht sich eben darauf, dass Odysseus allein oder mit seinen Leuten noch einmal Rache üben werde, ein Gedanke, zu dem Telemachos sich noch gar nicht erheben kann. Die Götter selbst, meint er, könnten Odysseus nicht mehr sich rächen lassen, da er ihn für todt hält. Athene straft dieses hoffnungslose Wort, worin sie eine Versündigung gegen die

[1]) Wenn O. Schneider, nach dem Berichte von Ameis, nach *πού Μενέλαος ἔην* Komma setzt, so dass die folgende Frage *τίνα δ' — δολόμητις* ein Ganzes mit der vorhergehenden Hauptfrage mache, der sie eigentlich untergeordnet sein sollte, so heisst dies das Unverständige auf unmögliche Weise erklären. Wir lassen es uns gefallen *τίς πόθεν εἷς ἀνδρῶν;* als *eine* Frage zu denken; hier aber sind beide Fragen durch ein *δέ* getrennt, und die zweite tritt so bedeutend hervor, dass sie sogar einen erklärenden Zusatz mit *ἐπεί* hat. Die vertrackte, alles Gefühls für grammatische Möglichkeit spottende Erklärung war freilich für Ameis ein Seelentrost!

Götter erkennt, die ja auch einen fern verschlagenen Mann, wie Odysseus sei, zu retten vermöchten. Besser sei es doch, fügt sie hinzu, indem sie seinen Unmuth über das Unglück seines Vaters (vgl. V. 86 ff.) trifft, nach langen Leiden zur Heimat zurückzukehren als bei früherer Rückkehr einen so schrecklichen Tod zu erleiden wie Agamemnon. Aber der daran sich schliessende Gedanke, vom Tode könnten freilich auch die Götter keinen befreien, wodurch die Hoffnung des Telemachos wieder herabgestimmt würde, fällt so aus dem Zusammenhang heraus, dass an der Unechtheit von V. 236—238 nicht zu zweifeln ist, die eben ein Rhapsode eben so gedankenlos hinzufügte, wie auch anderwärts allgemeine Sätze eingeschoben sind. Freilich Ameis merkt das Unschickliche nicht; ihm ist der Gedanke: „Aber freilich gegen den Tod haben selbst die Götter kein Mittel", hier ganz recht, mag die Göttin der Weisheit auch noch so sehr dadurch ins Alberne fallen.

Im *vierten* Buche werden von Kirchhoff nur einige Verse ausgeschieden (246—249. 276. 285—289. 353. 613—619), diese Zusätze aber diesmal alle, man sieht gar nicht warum, dem jüngern Bearbeiter auf Rechnung geschrieben. Die drei ersten (oder vielmehr der erste und dritte; denn die Unechtheit des zweiten scheint mir unmöglich, da der Vers gerade angibt, weshalb der Helena Ruf von einer den Troern freundlichen Gottheit ihr eingegeben worden sei) enthalten Beziehungen auf Gedichte des epischen Kyklos, wie solche auch in der Ilias eingefügt sind. Wo ist nun die geringste Wahrscheinlichkeit, dass gerade hier ein jüngerer Bearbeiter, nicht ein Rhapsode, zu erkennen sei? Auf die von Kirchhoff vorausgesetzte Verknüpfung und Verarbeitung verschiedener grösserer und kleinerer Lieder zu einem Ganzen sind ja diese Einschiebsel ohne allen Einfluss, sie sind offenbar als Erinnerungen an bekannte Sagen hereingekommen. Ebenso wenig sieht man, wie die Einfügung später vorkommender Verse 613—619 den jüngern Bearbeiter verrathen soll, da ja die Uebertragung mehrerer Verse aus einer Stelle in eine andere, wohin sie nicht gehören, gar häufig, wie Kirchhoff selbst anerkennt, sich findet. Auch der unglücklich genug ausgedrückte Spruchvers 353 gehört in die Reihe so mancher ähnlichen Interpolationen, und man braucht eben nicht mit Hennings anzunehmen, der Rhapsode habe hier den Vortrag benutzt, um eine Regel der Frömmigkeit einfliessen zu lassen. Aber Kirchhoff war eben bestrebt, um jeden Preis Interpolationen von Rhapsoden auszuschliessen.

Ausser den von Kirchhoff zugestandenen Einschiebungen finden

sich im vierten Buche noch manche andere. Nicht einmal V. 15—19 gibt Kirchhoff auf, obgleich nicht allein die ganze nachträgliche, viel zu spät kommende Erwähnung des Sängers und d r hier am wenigsten passenden Springer auffällt, sondern auch V. 17—19 Σ, 604—606 viel passender stehen und offenbar von da entnommen sind, wie spät auch jene Stelle selbst sein mag. Aber nicht allein diese Verse sind hier ein ganz später Zusatz, sondern die ganze Erwähnung des Hochzeitsschmauses V. 3—14 ergibt sich dadurch entschieden als eine ungehörige Eindichtung, dass auf denselben später durchaus keine Rücksicht genommen wird; dieser ist wie weggeblasen. Würde bei Menelaos das Hochzeitsmahl gehalten, so müssten Telemachos und Peisistratos auch dazu kommen und sich darüber durch irgend eine Frage, was hier gefeiert werde, äussern, ähnlich wie Athene *α*, 225 ff. Oder sollen wir etwa annehmen, das Hochzeitsmahl werde in besondern „reservirten Räumen", nicht im Hauptsaale, dem *μέγαρον*, gehalten? So albern ist unser Dichter nicht, dass er ein *besonderes Festmahl bei der Ankunft der Fremden dichte*, um darüber weder die Ankommenden selbst, noch den Hausherrn oder sonst irgend einen sich äussern, ja den Hausherrn ganz ruhig im Saale sitzen, den Saal von allen übrigen Gästen frei erscheinen zu lassen. Doch Ameis meint, es sei ja natürlich, dass Spiel und Tanz beim Eintritt der Gäste aufhören und nur das Mahl fortdauere; aber auch von letzterm ist keine Spur, und wie es mit dem Natürlichkeitsgefühl von Ameis bestellt war, wissen die ganz besonders, die ihn nicht bloss aus seiner gedruckten Ausgabe kennen. Als die Reisenden ankommen, sieht sie der Diener Eteoneus, der eben zur Hausthüre herausgehen will, an der Thüre des Vorhofes; er eilt ins Haus zurück, um dem Menelaos Kunde davon zu geben, der im *μέγαρον* ruhig sitzt; wäre er am Hochzeitsmahle oder hörte dem Reigen zu, so müsste hier irgend eine bezügliche Erwähnung sich finden. Nachdem Menelaos ihm befohlen hat, die Gäste zur Bewirthung hereinzuführen, eilt er aus dem *μέγαρον* (V. 37), ruft andere Diener, welche Pferde und Wagen besorgen; sie selbst betreten das Haus, wo sie sogleich ins Bad gehen, dann in den Männersaal kommen und sich neben Menelaos setzen, worauf denn das Essen sofort aufgetragen wird. Alles dies schliesst einen in demselben *μέγαρον* gehaltenen Hochzeitsschmaus so entschieden aus, dass derselbe als eine baare Unmöglichkeit sich ergibt, wonach V. 3—19 ein fremder Zusatz sein müssen; aber auch V. 20 f. scheinen eingefügt, um eine Verbindung herzustellen, so dass auf V. 2 ursprünglich V. 22 folgte, der etwa begann *τὼ δ' αὖτε προμολών*. Der Interpolator schob die Stelle ein, weil er die Rei-

senden den Menelaos in einer besondern Beschäftigung antreffen lassen wollte, ähnlich wie es der Dichter bei Nestor geschehen liess. Aber die Abwechslung ist hier gerade angemessener. Kirchhoffs Ansicht, diese ganze Scene sei nur deshalb herbeigezogen, um einen bedeutenden Hintergrund für die allzu einfache Handlung zu gewinnen, ist mir unergründlich. Das wäre doch ein wunderlicher Hintergrund, der so ganz unverbunden nebenherläuft! Nur *eine* Hindeutung auf das Hochzeitsmahl findet sich, und zwar in den erbärmlichen, längst ausgeschiedenen, selbst von Ameis verworfenen Versen 621—624, welche freilich Kirchhoff beibehält, [1]) indem er in ihnen den Anfang des vom ihm angenommenen bis ε, 42 reichenden Stückes sieht, das er eine „willkürliche Dichtung des Bearbeiters, auf Herstellung der unterbrochenen Verbindung berechnet", nennt. Aber der Dichter des Schlusses des vierten Buches hat es wahrlich nicht verdient, dass man ihm so unmündige Verse zuschreibt. Leider nimmt Kirchhoff auf den dichterischen Charakter der einzelnen Stücke, auf ihren künstlerischen Werth und eigenthümlichen Ton fast gar keine Rücksicht; sonst hätte ihm unmöglich entgehen können, dass der Schluss des vierten Buches ganz denselben Dichter verräth wie die sechshundert ersten Verse. Er behauptet, das Ende des Gedichtes, dem das zweite bis vierte Buch angehörten, sei weggefallen, weil der jüngere Bearbeiter ihn nicht habe brauchen können, und er vermuthet, dass „der Dichter den Telemachos bei seiner Heimkehr den Odysseus zurückgekehrt, die Freier getödtet, kurz alles beendet finden liess". Also deshalb soll Athene sich vom Olymp bemüht haben, um den Telemachos während der Rückkunft und schrecklichen Ermordung der Freier zu entfernen, diesen Plan soll sie im Olymp den Göttern vorzutragen gewagt haben, einen Plan, welcher der mächtigen

[1]) Nitzsch hält die Verse für entbehrlich, ohne ihre Unechtheit behaupten zu wollen. Wenn er bemerkt, sie sollten mittels der Ankunft der gewöhnlichen Tischgenossen die Tageszeit auch für Sparta genauer anzeigen, so ist übersehen, dass überhaupt an diesem Tage mit Ausnahme des Aufgangs der Morgenröthe jede Angabe der Tageszeit fehlt, und diese eher in Ithaka als in Sparta gegeben werden müsste. Nach dem Gespräch zwischen Menelaos und Telemachos hier noch irgend etwas, was in Sparta geschah, zu erwähnen, konnte dem Dichter nicht einfallen, und am wenigsten würde er die unbestimmten Gäste eingelassen haben; ihm musste es darum zu thun sein, nachdem Telemachos gehört, was Menelaos von Odysseus weiss, und die Abreise eingeleitet ist, nach Ithaka zurückzukehren, und vom Anschlag der Freier zu berichten. Der Vers *ὣς οἱ μὲν—ἀγόρευον* schliesst eben in gewohnter Weise diese Scene ab. Die unglücklichen Verse 621—624 kommen aus demselben ungeschickten Kopfe, der V. 3—19 ersann.

Schutzgöttin des Odysseus, der kriegerischen Alalkomeneïs, so unwürdig als möglich wäre. Oder, nehmen wir einen Augenblick mit Kirchhoff an, ursprünglich habe die Göttin dem Telemachos bloss gerathen, die Volksversammlung zu berufen, deshalb soll Athene dem Telemachos die Mittel zur Reise verschafft, ja ihn selbst auf dieser begleitet haben, dass er nicht Zeuge der Rache seines Vaters sei, da er doch nach den Vorstellungen der Heroenzeit der natürliche Beistand desselben war! Ja wäre Telemachos noch ein Kind, wie Orest beim Tode Agamemnons, da wäre dies etwa zu rechtfertigen, aber der Gegenstand eines epischen Gedichtes, das einen entschiedenen Einheitspunkt in einer bedeutsamen Handlung haben muss, wäre es noch immer nicht. Aus dem zweiten bis vierten Buche (da wir einmal das erste nicht gegen Kirchhoff anführen dürfen) ergibt sich die unzweifelhafte Absicht, die Hoffnung des Telemachos auf die Rückkehr des Odysseus zu stärken, was wir für völlig ungeschickt in einem Gedichte halten müssen, in welcher Odysseus während der Abwesenheit des Sohnes die Rache vollbringt. Der Dichter wollte offenbar zeigen, wie Telemachos endlich sich aufrafft und den Freiern muthig entgegentritt, die seinen erwachenden Muth fürchten und ihn deshalb auf der Rückkehr zu tödten suchen, wo aber die in dieser ganzen Dichtung ihm fast beständig zur Seite stehende Schutzgöttin seines Vaters das Verderben von ihm abwendet, die ihn mit der gespannten Erwartung anf die Rückkehr des Vaters zurückkehren lässt. So wenig hat Kirchhoff es wahrscheinlich gemacht, dass der ursprüngliche Schluss des vierten Buches von dem jetzigen ganz verschieden und für seinen jüngern Bearbeiter unbrauchbar gewesen sei, dass wir seine eingebildete ursprüngliche Telemachie für völlig unepisch, eines lebendigen Einheitspunktes entbehrend halten müssen. [1])

Ob die Bewunderung des Palastes V. 43 ff. neben der des

[1]) Wir halten die Eindichtung von 3–19 und 621—624 für sehr spät. Kirchhoff hat freilich (S. 94 f) beweisen wollen, diese Stelle sei älter als die *Nosten*. Aber daraus, dass der schwache Verfasser dieser Verse nur sagt, Megapenthes sei der Sohn einer Sclavin, im Gegensatze zur Helena, folgt noch keineswegs, dass kein Dichter vor ihm die Mutter des Megapenthes namentlich bezeichnet hatte. Der Interpolator brauchte sich eben des Namens nicht zu erinnern; er konnte ihn aber auch wissen, aber schon durch das Metrum gehindert sein, ihn anzuführen. Uebrigens kommt *δούλη* so wenig als *δοῦλος* an einer echten Homerischen Stelle vor (denn *Γ*, 409 gehört zu einer Interpolation), wenn auch die Ableitungen *δούλιος* und *δουλοσύνη* sich finden. Kirchhoff übersieht, dass dieser Dichter auch die Tochter des Alektor (V. 10) nicht mit ihrem Namen bezeichnet, den andere angaben.

Saales V. 71 ff. bestehen könne und ob hier das Bad ursprünglich sei, das sich bei der Ankunft in Pylos nicht findet, auch im ersten Buche dem Gaste erst nach dem Mahle angeboten wird, sonst am Morgen erfolgt (vgl. γ, 464 ff.), wollen wir hier nicht untersuchen, aber die Art, wie Menelaos V. 65 ff. seinen Gästen von seinem Ehrenstücke etwas zutheilt, ist zu ungeschickt, als dass sie nicht ein Einschiebsel sein sollte. Dass er das Rückenstück nicht von einem frühern Mahle haben kann, versteht sich von selbst, es müsste ihm jetzt gebracht worden sein; davon ist aber eben keine Rede, sondern der Dichter bedient sich nur der bekannten Beschreibung, wie das Mahl aufgetragen wird. Auch wird ein Ehrenstück (γέρας) nur da zugetheilt, wo man ausserhalb speist, nicht im eigenen Hause, wo es jedem Anstande widersprechen würde, wenn der Hausherr ein besseres Stück vorgesetzt bekäme. Ferner widerstreitet der Homerischen Sitte die Aufforderung zuzugreifen (V. 59 ff.), was sich, wenn das Mahl vorgesetzt ist, von selbst versteht; auch ist es ganz ungeschickt, wie mit dieser Aufforderung die Bemerkung verbunden wird, später wolle er sie fragen, wer sie seien. Wie viel passender ist dies α, 123 ff.! Und *nachdem* er sie aufgefordert, die vorgesetzten Speisen zu geniessen, soll er sogleich Theile von seinem Rückenstücke ihnen geben, statt dass man erwarten müsste, eben auf dieses Zutheilen von seinem kostbaren Rückenstücke beziehe sich seine Rede. Von den schlechten Versen 62—64, welche Kirchhoff trotz den Alexandrinern beibehält, will ich gar nicht sprechen. Alles ist ganz in der Ordnung, wenn auf V. 56 unmittelbar der das Zugreifen bezeichnende geläufige Vers 67 folgt. Ganz so ist es η, 175 ff., nur dass dort statt des Verses *οἱ δ' ἐπ' ὀνείαθ' ἑτοῖμα*, da Odysseus allein speist, ein ähnlicher steht. Wenn der Vers *αὐτὰρ ἐπεὶ πόσιος καὶ ἐδήτυος ἐξ ἔρον ἕντο* folgt, obgleich des Darreichens des Weines gar nicht gedacht worden, so findet sich dies auch sonst, wie, um der Fälle nicht zu gedenken, in welchen man bei *δαιτὸς ἐίσης* oder *μενοεικέα δαῖτα* auch an den Trank denken könnte, was freilich unhomerisch sein dürfte, *I*, 221. *Ω*, 628. Auch ist η, 177 vom Trinken die Rede, obgleich des Weines ebenso wenig wie hier vorher gedacht ist, da unsere Verse 52—56 und 68 unmittelbar vorhergehen. Der Rhapsode meinte, Menelaos müsse die Gäste besonders ehren, obgleich dieser noch gar nicht ahnt, dass es die Söhne so guter Freunde sind.

Höchst auffallend erscheint uns, dass Helena V. 123 ff. mit ihrer Arbeit in den Männersaal tritt. Die Frauen weben immer in ihrem Gemache mit ihren Dienerinnen, und wenn Arete im

Männnersaale nebst ihren Dienerinnen arbeitet, so fallen diese Erwähnungen eben in eingeschobene Stellen. Penelope webt im Arbeitsgemach, aus dem hier auch Helena kommt, welche wir in demselben *Γ*, 125. 140 und *Z*, 321 finden; an letzterer Stelle putzt Paris in demselben Gemache seine Waffen. Auch Andromache webt dort (*X*, 440). Dass Helena wirklich gearbeitet habe, ist ebenso wenig erwähnt, wie was sie eben gewebt habe, was wir doch erwarten müssten. Auch dass ihr der Sessel nebst Teppich nachgetragen wird, erscheint auffallend. Wahrscheinlich ist V. 123—135 eine an den Aufenthalt in Aegypten (V. 228 ff.) anknüpfende Zudichtung, und fast könnte man denken *Ἀρτέμιδι χρυσηλακάτῳ εἰκυῖα* V. 122 habe den Rhapsoden verleitet, die Helena mit goldener Spindel (V. 131) erscheinen zu lassen. Die *drei* hier der Helena beigegebenen Dienerinnen sind verschieden von den in der Ilias sie begleitenden beiden (*Γ*, 144). V. 127 ist aus *I*, 382, V. 132 aus 616. So wenig der Dichter *τ*, 53 ff. die in dem Männersaal sich niederlassende Penelope arbeiten lässt, wird auch hier ursprünglich Helena mit ihrer Arbeit gekommen, sondern an V. 122 sich unmittelbar V. 136 angeschlossen haben. Den grössten Aufwand hat der Eindichter hier an Namen gemacht, von denen er drei mit *α* anlauten lässt, und in den reichen Geschenken, sonst wenig dichterische Gabe und Gewandtheit des Ausdrucks bekundet. Gehen wir weiter, so entstellen V. 158—160 und 163—167 die Rede des Peisistratos. Helena und Menelaos haben die überraschende Aehnlichkeit des einen ihrer Gäste mit Odysseus hervorgehoben, Menelaos auch bemerkt, dass diesem bei Erwähnung des Odysseus Thränen ins Auge gekommen sind. Peisistratos erklärt darauf, dieser sei wirklich des Odysseus Sohn: wenn er aber es gleichsam entschuldigt, dass dieser sich nicht gleich als Sohn des Odysseus zu erkennen gegeben, so ist dies durchaus verfehlt, da eine solche Nennung des Namens gegen die Homerische Gastregel verstösst; der Gast nennt sich erst, nachdem man ihn um seinen Namen befragt hat, und Menelaos würde dies schon gethan haben, wäre Helena nicht eingetreten. Die Verse 158—160 tragen den breiten Stempel des schwachen eindichtenden Rhapsoden. Nachdem Peisistratos bemerkt hat, dass jener wirklich des Odysseus Sohn sei, führt er sich als Sohn des Nestor ein, indem er hinzufügt, Nestor habe ihn zur Begleitung mitgesandt; denn nur Ameis wird daraus den Schluss ziehen, Peisistratos sei dem Menelaos schon bekannt, da ja aus allem (vgl. V. 61. 78. 138 ff.) das gerade Gegentheil folgt. Das Ende der Rede von V. 163 an ist so leeres, dem jungen Manne so wenig angemessenes Gerede,

dass es unmöglich von einem Dichter kommen kann, der weiss, was er soll. Menelaos nimmt in seiner Antwort darauf gar keine Rücksicht. Ein verständiger Dichter konnte unmöglich den Ausdruck seiner herzlichen Freundschaft für Odysseus durch ein solches Gerede aufhalten, wie es der Rhapsode zum Besten gibt. Die Unechtheit erkannte auch schon Aristarchos. Derselben Sorte gehört die Bemerkung des Menelaos V. 174—180 an, die geradezu albern ist; denn wie könnte dieser daran denken, den König von Ithaka dadurch zu ehren, dass er ihn bewegte, Heimat und Herrschaft zu verlassen, und ihn mit allem seinem Volke nach einer seiner Städte versetzte, aus welcher er zuvor die Einwohner vertrieben hätte, was hier in ganz ungewöhnlicher Bedeutung ἐξαλαπάζειν bezeichnen muss. V. 181 schliesst sich ganz genau an V. 173 an. Nicht weniger geben sich V. 207—211 als ungehörig zu erkennen. Was soll nach der Bemerkung, des Peisistratos kluge Rede sei an dem Sohne eines solchen Vaters nicht zu verwundern, der Gedanke: „Leicht erkennt man den Abkömmling eines von Zeus beglückten Mannes; so lebt Nestor ein glückliches Alter und erfreut sich trefflicher Söhne". Das ist durchaus fremdartig; auf das Glück Nestors kommt es hier ja gar nicht an, nur darauf, dass die Weisheit des Vaters sich auf den Sohn vererbt, der eines so weisen Vaters sich würdig zeigt. Der Nachsatz zu ἐπεί V. 204 beginnt mit ἡμεῖς δὲ κλαυθμὸν μὲν ἐάσομεν; freilich fehlt sonst nach ἐπεί oft der Nachsatz, aber nur da, wo sich andere Gedanken von selbst aufdrängen, was hier durchaus nicht der Fall ist, da, was wir V. 207—211 lesen, nicht dieser Art ist.

In der Erzählung des Menelaos über sein Abenteuer auf der Insel Pharos erweisen sich zunächst die beiden ersten Verse (351 f.) als eingeschoben. Die Erzählung beginnt nach gewöhnlicher Weise mit der Beschreibung der Oertlichkeit, wo ihm der Meergreis geweissagt hat (V. 349). Vgl. γ, 293. δ, 844. η, 244. ν, 96. χ, 126. Die dazwischen sich schiebende Bemerkung, die ja streng genommen nicht richtig ist, da Pharos vor Aegypten liegt, und er Aegypten schon verlassen hatte (V. 477), ist völlig ungehörig. Fraglich bleibt, ob die mit der Wirklichkeit nicht stimmende Angabe der Entfernung V. 356 f. dem Dichter selbst gehört; dagegen dürften V. 367—369 unbedenklich als Einschub zu betrachten sein, wozu der Rhapsode μ, 331 ff. benutzte. Dort ist der Vorrath schon ganz verzehrt, so dass sie zum Fisch- und Vogelfang sich genöthigt sehen, während hier die Noth erst naht (V. 363). Auch scheint die Beziehung von V. 368 f. auf V. 367 sonderbar; denn dass die von Hunger gequälten Gefährten fischen

gingen, steht in keinem begründenden Verhältniss dazu, dass er allein fern von den Gefährten auf der Insel umherwandelt. Ganz anders verhält es sich μ, 335 f., wo Odysseus absichtlich die Gefährten meidet, um zu den Göttern zu flehn, doch auch jene Stelle ist kaum echt. Die Begründung, wie Eidothea einmal den Menelaos allein getroffen, ist so weit entfernt nöthig zu sein, dass sie vielmehr lästig erscheint. Das ἄγχι στᾶσα V. 370 genügt vollkommen; plötzlich stand sie neben ihm, und er erkannte gleich in ihr die Göttin, obgleich sie durch kein menschliches Begegnen in dieser oder jener besondern Gestalt sich eingeführt hat, wie es z. B. Athene η, 19 ff., ν, 221 ff. Hermes κ, 277 ff. thut. Sehr müssig und störend ist weiter der auch durch den breiten Ausdruck auffallende Vers 396, nicht weniger ungeschickt V. 443, der nicht als Begründung einer erzählten Thatsache gelten kann. Auch V. 482 f. können nur eingeschoben sein, da der Weg, den Menelaos zu machen hat, gar nicht so lang ist, auch nie, wie hier, nach V. 481 der Inhalt der Rede als Grund der Betrübniss besonders bezeichnet wird. Die höchst ungeschickten Verse 517 f. will Kirchhoff mit Bothe, Nitzsch und Bekker dadurch halten, dass er sie nach 520 setzt, aber auch nach dieser kühnen Umstellung bleiben sie unpassend; denn dass sie nach Hause gekommen, bedarf nicht der nähern Bestimmung, dass sie am Landungsplatze angekommen, was doch ἀγροῦ ἐπ ἐσχατιήν heissen soll (vgl. α, 185), und dass Thyestes dort wohnte, widerspricht γ, 272, ja auch dem Folgenden, da Aegisthos dem Agamemnon entgegenfährt und ihn nach Mykene holt, wo wir uns auch den Späher zu denken haben, endlich V. 520, weil er eine wunderliche Erklärung zu V. 519 gibt, dazu Subjekt und Numerus (da ἵκοντο auf Agamemnon allein geht) verändert sind, höchst verdächtig erscheint. Scheiden wir V. 517 f. und 520 aus, so fliesst alles ganz gut und lässt uns die seltsame Störung durch die ungehörigen Zusätze um so deutlicher erkennen. Im Folgenden geben sich V. 561—568 als offenbarer Zusatz zu erkennen. Proteus hat den Menelaos nach der Verkündigung des schrecklichen Todes seines Bruders aufgefordert, sich rasch aufzumachen, um vielleicht noch den Aegisthos strafen zu können oder an seinem Leichenmahl Theil zu nehmen. Da aber Proteus noch eines andern Helden gedacht hatte, der auf dem Meere zurückgehalten werde, will Menelaos nun auch von diesem vernehmen. Der Gott taucht, nachdem er auch diesen Wunsch erfüllt hat, ins Meer. Unmöglich kann Proteus noch von freien Stücken etwas verkünden, wonach Menelaos ihn nicht gefragt hat und was mit dem Vorhergehenden in gar keiner Ver-

bindung steht, dass Menelaos, als Schwiegersohn des Zeus, nach den elysischen Gefilden entrückt werden soll. Das kann nur ein um den Zusammenhang unbekümmerter Rhapsode aus einer andern Dichtung zur Ausschmückung herübergenommen haben. Die Anknüpfung σοὶ δ' οὐ θέσφατόν ἐστιν V. 561 ist ungeschickt, da von keiner Schicksalsbestimmung eines andern die Rede war, sondern nur von dem augenblicklichen Zustande des Odysseus. Elysion selbst kommt bekanntlich sonst bei Homer nicht vor, und die Beschreibung desselben ist nichts weniger als glücklich.

Auf diese Weise sind auch das zweite bis vierte Buch, wie die Homerischen Gedichte überhaupt, von vielfachen Interpolationen durchzogen. Sonach liegt, wo irgend eine Ungereimtheit sich herausstellt, nichts näher als der Versuch, solche, wenn kein gelinderes Mittel hilft, durch Annahme einer Einschiebung zu erklären und auszuscheiden; nur wo einem solchen Versuche entscheidende Hindernisse entgegentreten, sind wir berechtigt, zu stärkern Mitteln oder anderweitigen Erklärungen unsere Zuflucht zu nehmen. Dass dies bei den Unzuträglichkeiten in den beiden Reden des ersten Buches, in welchem Kirchhoff die Hand eines jüngern Bearbeiters erkennt, nicht der Fall ist, glauben wir gezeigt, und somit das Dasein desselben in der von ihm behaupteten, an sich wunderlichen Weise als haltlose Vermuthung nachgewiesen zu haben.

2.

Hielt Kirchhoff seinen jüngern Bearbeiter der Odyssee einmal für erwiesen, so war es ganz natürlich, dass er gerade von ihm Missstände herleitete, die sich im Gedichte hervorzuthun scheinen. Nun gehört zu den auffallenden Erscheinungen die lange, vier Bücher umfassende Erzählung des Odysseus bei Alkinoos. Sollte es nicht gelingen, den Beweis zu liefern, dass diese nicht vom ursprünglichen Dichter herrühre, sondern erst durch den jüngern Bearbeiter sich also gestaltet habe? Und siehe da, es glückt Kirchhoff in einer ungehörigen Stelle einen Anhaltspunkt zu dieser Behauptung zu finden, die er dann anderweitig zu begründen sucht.

Dass nach dem ursprünglichen Plane des Gedichtes Odysseus nicht mit seinem Namen zurückgehalten habe, schliesst Kirchhoff aus der ersten Anrede der Arete an ihn (η, 237—239): „Gastfreund, dies frage ich dich zuerst: Wer bist du und woher? wer gab dir diese Kleider? Sagtest du nicht, du seist umherirrend auf dem Meere hierher gekommen?“ Derjenige, der also frage, erwarte jedenfalls, dass der Gefragte ihm eine runde und unbedingte Ant-

wort gebe, also zunächst die Frage nach seinem Namen und seiner Herkunft bestimmt beantworte; der Gefragte müsse dies thun oder wenigstens, wenn er einen Theil der Antwort schuldig bleibe, dies zu entschuldigen und zu begründen suchen; der Dichter endlich, der eine solche Frage stellen lasse, müsse beabsichtigen, sie vom Befragten vollständig beantworten oder die unerwartete Zurückhaltung motiviren zu lassen: keines von beiden aber erfolge, obgleich man dies auch nach dem Anfange der Antwort erwarte. Daraus wird denn gefolgert, der Text sei hier lückenhaft, ein im Zusammenhang nothwendiges Glied ausgefallen.

Wir sind weit entfernt, hier mit Lehrs den Dichter zu bewundern, der geschickt ausweiche; denn *τοῦτο, ὅ μ' ἀνείρεαι ἠδὲ μεταλλᾷς*, kann trotz des Singulars nicht allein auf die Frage gehen, wer ihm die Kleider gegeben und wie er zunächst hierher gekommen, sondern muss sich auch auf die Fragen nach Namen und Herkunft beziehen. Dass *διηνεκέως ἀγορεύειν* nicht heisst *von Anfang bis zu Ende erzählen*, wie Lehrs will, zeigen so deutlich, wie man es nur wünschen kann, die beiden andern Stellen, worin es vorkommt, *δ*, 836. *μ*, 56; denn in der ersten folgt darauf, „ob er lebt oder todt ist", in der andern „welcher von beiden sein Weg sein wird". Auch bezieht Lehrs irrig *κήδεα* auf *ἀγορεῦσαι*, indem er ganz willkürlich den entschiedenen Beweis des gleichen Verses *ι*, 14 nicht gelten lassen will. Zu *ἀγορεῦσαι* ergänzt sich nach häufigem Gebrauche *es*, das auf alles geht, was er erfahren, im Gegensatze zu dem *τὸ μέν* V. 237. Aber auch Kirchhoffs Schluss können wir nicht für berechtigt halten, nur die Thatsache eingestehen, dass Frage und Antwort nicht zu einander passen. Einen ähnlichen Fall fanden wir S. 27 f. im dritten Buche, wo die Frage nach der in der Antwort gemachten Interpolation höchst ungeschickt umgestaltet war. Wenn Kirchhoff äussert, niemand werde zweifelhaft sein, dass derselbe Dichter, der die Frage gestellt, auch die Antwort gedichtet habe, so scheint ihm die Möglichkeit einer Interpolation gar nicht eingefallen zu sein, und doch liegt dieser Fall, wenn man genau zusieht, deutlich vor. Schon der Vers:

Οὐ δὴ φῄς (oder *φῇς*) *ἐπὶ πόντον ἀλώμενος ἐνθάδ' ἱκέσθαι;*

stimmt nicht zum Vorhergehenden, da Odysseus mit keinem Worte seiner Irren auf dem Meere gedacht, nur geäussert hat, er dulde fern von den Freunden unendliche Leiden. Als Motiv zur Frage der Arete finden wir angegeben, dass diese die Kleider des Odysseus als die ihrigen erkannt habe. Wir wollen gar kein Gewicht darauf

legen, dass das Erkennen der von Nausikaa dem Odysseus gegebenen Kleider gerade nicht besonders wahrscheinlich ist (denn der epische Dichter braucht in solchen Dingen nicht eben sehr ängstlich um die Wahrscheinlichkeit besorgt zu sein), aber das Motiv ist an sich hier sehr überflüssig, ja störend. Odysseus hat zuerst auf den Rath der Athene die Kniee der Königin bittflehend umfasst und Entsendung nach seiner Heimat von ihr, dem Könige und den Fürsten verlangt; aber diese alle waren von seiner wunderbar plötzlichen Erscheinung und seinem Anblick so betroffen, dass keiner ihm zu erwiedern vermochte, bis endlich Echeneos den Alkinoos aufforderte, den Fremdling von dem Heerde, bei welchem er sich am Boden niedergelassen hatte, zu erheben und ihn nach Gebühr zu pflegen. Erst nachdem Odysseus sich am Mahle gestärkt und man den Göttern gespendet hat, erklärt er sich bereit, für die Entsendung des Fremden zu sorgen. An diese Erklärung schliesst sich η, 199 so ungeschickt wie möglich der Gedanke an, der Fremde könne wohl ein Gott sein, der sie etwa versuchen wolle. Odysseus weist dies natürlich zurück, er sei nur ein Mensch, und zwar könne er von grösserm Unglück erzählen als irgend einer. Aber jetzt möchten sie ihn mit der Erzählung verschonen, da er seinen Hunger stillen müsse, der ihn alles vergessen mache, was er gelitten habe, und befriedigt sein wolle. Lassen wir die Gefrässigkeit auf sich beruhen, welche hier so unglücklich hervortritt im Gegensatz zur Erzählung, die niemand von ihm verlangt hat, nach V. 178 müssen wir annehmen, dass Odysseus unterdessen sein Mahl beendet hat. Daran schliesst er noch die Mahnung, sie möchten sich am andern Morgen beeilen, seine Entsendung zu bewirken, dass er zur Heimat gelange, bei deren Anblick er gern sterben würde. Diese ganze Stelle, auf die wir im einzelnen hier nicht näher eingehen wollen, scheint uns des Dichters völlig unwürdig, welcher die vornehmen Phäaken sogleich, als Alkinoos sie entlassen hatte, sich entfernen, nicht erst noch einmal den Odysseus vom Könige anreden und diesen sich ihm gegenüber erklären liess. Die mit V. 225, wenn dieser nicht noch später hierher gekommen ist, schliessende Interpolation dürfte schon mit V. 194 beginnen. Bis jetzt hat also noch niemand den Odysseus angeredet, auch Alkinoos nicht. Sehr schön ist es nun, dass nach der Entfernung der Fürsten es die weise Königin zuerst wagt, den Fremden *anzureden;* dazu bedurfte es wahrlich nicht der Begründung, dass sie die Kleider des Odysseus erkennt und zu erfahren wünscht, wie er dazu gekommen; nein, aus innigem Antheil fühlt sie sich getrieben, beim Fremden, den sie als Gastfreund aufgenommen, sich

zu erkundigen, wie er hierher gekommen; die Frage nach seinem Namen und seiner Heimat vermeidet sie noch, überlässt ihm selbst, ob er schon jetzt darüber sich äussern will, nur das nächste möchte sie erfahren, wie er hierher gekommen. V. 234—236 scheiden sich glatt aus. Der Rhapsode, der sie einfügte, wurde zunächst durch V. 296 dazu veranlasst, wo Odysseus durch den Verlauf der Erzählung auch auf die von Nausikaa ihm geschenkten Kleider geführt wird. Freilich ist dieser Theil der Erzählung auch später, aber wohl früher als unsere Einschiebung. Da der Rhapsode nun einmal die Königin ihre Kleider wiedererkennen liess, so glaubte er auch in ihrer Frage derselben Erwähnung thun zu müssen, und so schob er den Vers ein:

Τίς πόθεν εἲς ἀνδρῶν; τίς τοι τάδε εἵματ' ἔδωκεν;

Unhomerisch ist es schon, einen gangbaren Formelvers so zu verändern, wie es hier geschieht; denn Φ, 150 ist noch nicht formelhaft. Mit diesem Formelverse der Odyssee hat es freilich eine eigene Bewandtniss. Kirke ruft in der höchsten Aufregung jammernd dem Odysseus, der ihrem Zauber widerstanden hat, die Worte zu (κ, 325):

Τίς πόθεν εἲς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;

Das wäre höchst auffällig, wäre der Vers stehende Formel, mit welcher man den ankommenden Fremden befragt, wie es freilich α, 170. ξ, 187. ο, 264. τ, 105. ω, 298 der Fall ist. Erklärlich würde die Sache, wäre der Vers ursprünglich für κ, 325 gedichtet, erst später als Formelvers verwandt worden, was, wie wir glauben, zu der Abfassungszeit der einzelnen Gedichte stimmt, da nach unserer Ansicht eben das zehnte Buch das älteste von allen ist, worin der Vers sich findet; denn α, 170 und ο, 264 gehören zur Telemachie, ξ, 187 und τ, 105 zum Gedichte von der Rache, ω, 298 zu einer anerkannten Nachdichtung. An den Stellen, wo der Formelvers sich findet, steht er entweder allein nach einem die Frage einleitenden Verse (ο, 264 und τ, 105), oder es folgt darauf die Frage nach dem Schiffe; nie sind mit der Erkundigung nach Namen und Herkunft andere Fragen verbunden, wie es hier der Fall ist. Dazu kommt, dass πρῶτον V. 237 nur auf eine einfache Frage deutet, wie denn auch an der einzigen Stelle, wo der Vers sonst noch sich findet, τ, 105, darauf bloss der eben besprochene Formelvers folgt. Lassen wir nun V. 238 als Einschiebsel des die Erkennung an den Kleidern herein-

bringenden Interpolators weg, so mnss auch der folgende Vers, da er der Aeusserung des Odysseus V. 146 ff. nicht entspricht, eine Veränderung erlitten haben. Die Veranlassnng dazu ergibt sich leicht; der Vers sollte mit der Kleiderfrage in Frageform gebracht werden; deshalb schrieb der Interpolator *οὐ δὴ φῄς* (oder *φῇς*), als Begründung der verwunderten Frage nach den Kleidern, die sie als die ihrigen erkennt. Schreiben wir statt *οὐ* einfach *πῶς*, so haben wir die ganz entsprechende Frage, wie er nach dem fern liegenden Lande der Phäaken gekommen; denn *φῄς* steht einfach umschreibend, wie in *ἐκ τοῦ φημι γενέσθαι* (*Z*, 206), *ἥ φημι θεάων ἔμμεν ἀρίστη* (*Σ*, 364). Die Frageform *πῶς δὴ φῄς* findet sich, freilich in anderer Verbindung, *Δ*, 351. Vielleicht könnte man auch mit Köchly *πῇ* schreiben, so dass die Frage sich auf die Gegenden bezöge, wohin er verschlagen worden.

Hiernach liegt in dem Widerspruche, welchen unsere Ueberlieferung zwischen der betreffenden Frage und Antwort zeigt, nichts weniger als ein haltbarer Grund zur Annahme einer Lücke. Eine Bestätigung sucht Kirchhoff vergebens darin, dass die von ihm behauptete Lücke hart vor eine Stelle falle, von der feststehe, dass sie „arg zerrüttet, genauer stark interpolirt“ sei. Fest steht nur, dass hier wirklich eine Interpolation sich findet, wie sie an zahlreichen Stellen, zum Theil in viel stärkerer Weise, nachzuweisen sind, ohne dass man deshalb von „arger Zerrüttung“ sprechen dürfte. Nein, zerrüttet ist hier gar nichts, wie willkommen es auch Kirchhoff sein müsste, eine wirkliche „Zerrüttung“ aufzuweisen. Ja, wäre eine Lücke unzweifelhaft hier nachgewiesen, so läge freilich der Verdacht nahe, dass diese Lücke mit jener Interpolation in Verbindung stehe; aber auch in diesem Falle müsste der Verdacht fallen, liesse sich die Interpolation leicht ausscheiden. Und das ist wirklich der Fall. Freilich sieht Kirchhoff nur zwei Möglichkeiten der Interpolation, man könne entweder V. 244—250 oder 251—258 streichen; im erstern Falle aber entstehe im Zusammenhange eine Lücke, im andern sei das Verfahren willkürlich, da die Veranlassung zur Interpolation nicht überzeugend dargethan werden könne. Wir gehen auf den letztern Punkt diesmal nicht näher ein, müssen aber auch hier gegen eine solche Behauptung, die nur der Widerwille gegen die Annahme von Interpolationen und die Lust, Stellen, worin solche sich wirklich finden, zu andern, noch viel weniger streng zu beweisenden Vermuthungen zu benutzen, den scharfsinnigen Kritiker verleiten konnte, den entschiedensten Widerspruch einlegen. Wo offenbare Unzuträglichkeiten durch die Annahme einer Einschiebung leicht und entschieden weggeschafft

werden, ist eine Interpolation eben so angezeigt und ihre Annahme berechtigt, als bei entschiedener Unrichtigkeit des Textes der Zusatz oder Wegfall einer Verneinnng, die Vertauschnng ähnlicher Wörter, eine Lücke oder die Streichnng von Wörtern, wenn sich auch nicht erweisen lässt, *weshalb* gerade der Irrthum an dieser Stelle stattgefunden. Manche Annahme einer Interpolation trägt die vollste Beweiskraft in sich, wie denn Kirchhoff selbst an einigen Stellen gedankenlose Wiederholung eines oder mehrerer Verse aus andern Stellen angenommen hat, ohne die Veranlassung der Gedankenlosigkeit angeben zu können. In unserm Falle hat er aber gerade die einzig richtige Ansicht übersehen; weder in V. 244—250 noch in 251—258, sondern in den Worten οὐδέ τις αὐτῇ V. 246 bis δεινὴ θεός V. 255 liegt die Einschiebung vor. Der Interpolator schloss mit denselben Worten ναίει ἐυπλόκαμος, δεινὴ θεός, hinter welchen er seine Einschiebung begann. Die Veranlassnng lag in der Meinung, Odysseus müsse erwähnen, wie der Sturm nach dem Verluste aller Gefährten ihn nach Ogygia getrieben, während er wirklich bei der Kürze, die er sich hier vorgesetzt hat, die Erwähnnng seiner Ankunft anf der Insel übergeht, bloss bemerkt, die Göttin habe ihn aufgenommen, wobei sich von selbst versteht, dass er an ihrer Insel gelandet sei. Das Uebergehen einzelner Züge ist ja bei Homer anch sonst sehr hänfig. Wenn es β, 348 heisst, Telemachos habe die Eurykleia angeredet, nachdem er sie ins Gemach gerufen, ohne Erwähnung, dass er aus dem Gemache getreten und wo er sie gefunden; wenn δ, 311 Menelaos sich neben Telemachos setzt, ohne dass vorher des Aufstehens des Telemachos aus dem Bette und des Betretens des Männersaales gedacht ist; wenn wir ο, 494 lesen: „Sie schliefen nur kurze Zeit", ohne dass wir hörten, sie hätten sich schlafen gelegt; wenn Ζ, 302 Theane das Gewand annimmt, ohne dass bemerkt wird, Hekabe habe es dieser gereicht; wenn es Λ, 723 heisst, die Pylier seien die Nacht am Flusse Minyeios geblieben, ohne dass ausdrücklich die Ankunft an dem eben beschriebenen Flnsse bemerkt ist; wenn Ο, 6 der eben erwachende Zeus, nachdem er sich erhoben, vom Ida herab die Troer nnd Achäer sieht, ohne dass gesagt wird, er habe sein Auge darauf gerichtet; wenn Τ, 3 unerwähnt bleibt, dass Thetis aus dem Meere gestiegen, ehe sie zum Lager der Achäer kommt; wenn vielfach die Ankunft an Ort und Stelle übergangen nnd bloss die Anwesenheit erwähnt wird; wenn das Uebergehen einzelner Züge so ungemein häufig vorkommt: so kann es gar nicht auffallen, dass Odysseus hier sagt, Kalypso habe ihn aufgenommen und liebevoll gepflegt, ohne

dass seines Anlandens auf Ogygia gedacht ist, ja mit Absicht scheint er zu verschweigen, dass ein Sturm sein Schiff eben so zertrümmert hatte, als er zur Kalypso kam, wie jetzt ein solcher ihn ans Land der Phäaken verschlagen habe. Der Rhapsode machte sich den Einschub sehr leicht; er benutzte dazu ε, 32. 131—133. μ, 447. ξ, 314, wich aber von der Darstellung des echten Dichters darin ab, dass er den Odysseus den Kiel mit den Armen umfassen, statt auf ihm sitzen lässt. Dass unsere Stelle nachgeahmt sei, ergibt sich auch aus der Anwendung des ἐννῆμαρ, das sonst immer den Satz beginnt oder nach einem einfachen ἔνθεν δέ steht, wo es den Gegensatz zu δεκάτῃ bildet. Die wiederholte Bemerkung, dass auf Ogygia Kalypso wohne, kennzeichnet den Interpolator deutlich genug.

Wie sehr sich Kirchhoff hier selbst verwirrt und verwickelt, indem er den einfachen Thatbestand verkennt, ergeben sattsam seine eigenen Worte; denn wir lesen hier: „Allein es ist gewiss, dass die fragliche Lücke nicht einem Zufall ihren Ursprung verdankt, sondern durch eine absichtliche Tilgung herbeigeführt ist. Die ganze Anlage der Handlung vom Schlusse des siebenten Buches an bis zu dem des zwölften beruht auf der Voraussetzung, dass Odysseus sich noch nicht zu erkennen gegeben, seinen Namen an unserer Stelle noch nicht genannt hatte, setzt mit andern Worten das Vorhandensein der Lücke voraus.“ Uns beweist dies gerade, dass gar keine Lücke vorhanden ist, deren Annahme, wie wir gezeigt, auf thönernen Füssen steht. Kirchhoff aber baut darauf seine Annahme, dass derjenige, der die Tilgung bewirkt, hier zugleich eine Erweiterung eintreten liess, in der Absicht, die Handlung zu dehnen, wozu er nur durch äussere, mit den Motiven der ursprünglichen Dichtung in keinem Zusammenhang stehende Umstände veranlasst worden sein könne. Dieser jüngere Bearbeiter Kirchhoffs ist doch ein gar zu dummer Patron; er lässt sich so offen in seine Karten sehen, dass sein Spiel verloren gehen muss. Hat er doch nicht einmal Klugheit genug, um die Nothwendigkeit der mit leichter Hand zu machenden Aenderung der Frage der Arete zu erkennen und die Kürzung so vorzunehmen, dass man den Ausfall nicht merkt, wozu er bloss nach den laut Kirchhoff von ihm herrührenden Versen 243—250 einfach hätte fortfahren können ἥ με λαβοῦσ᾽ ἐφίλει τε καὶ ἔτρεφεν. Aber es ist überhaupt, wie wir gesehen, keine Lücke in unserm Texte zu entdecken, eine um so verhängnissvollere in Kirchhoffs Beweise, der leider so manche irre geführt hat. Was W. Hartel weiter darauf gebaut hat, der freilich von Kirchhoff wesentlich abweicht, küm-

mert uns hier eben so wenig wie Susemihls Vermuthungen über den ursprünglichen Einfluss der Arete, da wir eben in Kirchhoffs Ergebniss nur eine durchaus haltlose, den Thatbestand verkennende Annahme sehen können. Dass 278—333 ein späteres Machwerk ist, habe ich selbst früher bemerkt, aber dass auch 240—277 schlechte Nachdichtung sei, kann ich mit Ausnahme der interpolirten Verse nicht zugeben.

Hält nun einmal Kirchhoff in Folge der Annahme der Lücke es für gewiss, dass ursprünglich Odysseus auf die Frage der Arete gleich seine Schicksale von Troia an bis zur Ankunft bei den Phäaken erzählt habe, so schien es freilich kaum denkbar, dass diese Erzählung das neunte bis zwölfte Buch umfasst habe, es drängte sich die Vermuthung auf, der jüngere Bearbeiter habe auch diese Ungehörigkeit zu verantworten, und der Versuch lag nahe, Beweise aufzufinden, dass diese Bücher nicht ursprünglich also verbunden gewesen sein könnten. *Fortes fortuna iuvat.* Unser Entdecker des albernen jüngern Bearbeiters glaubte gefunden zu haben, dass die Erzählung des Odysseus vom zehnten bis zum zwölften Buche ursprünglich nicht diesem selbst in den Mund gelegt, sondern vom Dichter in der dritten Person berichtet worden sei. Gehen wir auch hier seinen Spuren nach, wenn wir freilich nicht leugnen können, das uns die bisherigen Untersuchungen schon gegen die Begründung seiner Ergebnisse eingenommen haben.

Aristarchos hatte *μ*, 374—380 für unecht erklärt. Diese Athetese will aber Kirchhoff nicht gelten lassen, [1]) weil durch die Beseitigung dieser Verse ein Element entfernt werde, welches in dem Zusammenhange der poetischen Darstellung schlechterdings

---

[1]) Die *wirklich* dafür sprechenden Gründe hat er so wenig wie Nitzsch u. a. widerlegt. Dass auch V. 370—373 zur Interpolation gehören, ist von mir bemerkt. Der spasshafte Ameis zeigt sich auch hier wieder in seinem Glanze. In dem Verse, womit der Interpolator das Gebet des Odysseus einleitet,

Οἰμώξας δὲ θεοῖσι μετ' ἀθανάτοισι γεγώνευν,

hält er *μετ'* bei, obgleich Bekker das richtige *μέγ'* gefunden und bemerkt hatte, dass *μετά* den Redenden mitten unter seinen Zuhörern zeige. „Mir scheint das *μετά* hier gesetzt zu sein“, bemerkt Lynkeus-Ameis, „um die folgende Episode, die von 374—390 in der Versammlung der Götter spielt, auf das einfachste einzuleiten.“ Also der Dichter sage absichtlich, Odysseus habe *unter* (statt *zu*) den Göttern gerufen, um auf die folgende Scene im Olymp vorzubereiten. In dieser Sorte von Gründen verräth Ameis ungemeinen Scharfsinn, und ist dadurch leicht im Stande, jedes noch so besonnene Urtheil in den Grund zu bohren. Seinen gegen mich gerichteten Bemerkungen genügt es meist ein blosses *Ohe* oder ein *Distinguendum est* entgegenzusetzen.

nicht entbehrt werden könne. Kirke habe den Odysseus gewarnt, sich an den Rindern des Sonnengottes zu vergreifen. Seine Gefährten seien, als sie, vom Hunger gequält, dies dennoch thun, sich wohl bewusst, dass sie dadurch den Zorn des Gottes auf sich herabrufen, der ihr Schiff verderben könne; sie wollten ihm aber trotzen, wenn er durch die gewöhnlichen Sühnungsmittel sich nicht versöhnen lasse. Vernichte nun wirklich ein Sturm das Schiff, so müsse dieses nach der Intention der Fabel und des mit vollem Verständniss sie behandelnden Dichters das Mittel sein, wodurch der beleidigte Sonnengott seine Rache an den Frevlern vollstrecke; diese innere Beziehung müsse aber der Dichter nothwendig andeuten, wenn er nicht sein Motiv vergessen habe. Da nun beim Sturme selbst Zeus als Urheber desselben genannt werde, so müsse eine Andeutung vorangehen, dass dieser als Rächer des beleidigten Sonnengottes das Schiff zerstöre. Wir haben dagegen Folgendes zu bemerken. Die Stelle, worin Kirke den Odysseus vor der Verletzung der Sonnenrinder warnt, gehört zu einer Einschiebung; echt dagegen ist die Verkündigung des Teiresias, dass er sich hüten solle, die Rinder des Sonnengottes zu verletzen, da sonst sein Schiff untergehn und alle seine Gefährten umkommen würden. Das ist demnach das über Odysseus verhängte *Schicksal*, das ihn sicher treffen wird, ohne dass Helios nöthig hätte, vorher bei Zeus klagbar aufzutreten; dieser hat den Schutz der Rinder desselben übernommen, die nach dem Beschlusse des Schicksals für Odysseus und dessen Gefährten verhängnissvoll sind. Odysseus will die Insel meiden, da ihnen dort nach der Wahrsagung des Teiresias (über die falsche Hereinbringung der Kirke verweise ich auf meine Anmerkung zu μ, 273) Verderben drohe; da er aber der dringenden Bitte des Eurylochos nicht widerstehen kann, lässt er alle Gefährten schwören, sich der Rinder des Sonnengottes zu enthalten. Die Gefährten, von Hunger gequält, lassen sich durch Eurylochos verleiten, die besten Rinder zu schlachten; zur Sühne wollen sie dem Sonnengotte nach der glücklichen Heimkehr einen Tempel gründen; sollte er aber durch dieses Gelübde sich nicht beruhigen, so sei es doch besser zu ertrinken als zu verhungern. In dieser Rede, die übrigens Kirchhoff nicht ganz richtig auffasst, scheinen mir die auf die Versöhnung des Sonnengottes bezüglichen Verse 345—351 spätern Ursprungs. Es genügt vollkommen, dass Eurylochos seine Aufforderung, die besten Rinder des Sonnengottes zu schlachten, mit dem Satze begründet, es gebe keinen schlimmern Tod als zu verhungern. Damit ist deutlich genug ausgesprochen, dass sie den Tod als Folge der Verletzung der Rinder erwarten, und der Ge-

danke, den Zorn des Sonnengottes durch ein Gelübde beschwichtigen zu wollen, schlägt matt nach, ja er tritt unverbunden und zugleich unglücklich gewendet hinzu, da hier nicht einmal ein förmliches Gelübde geleistet, sondern das Erbauen eines Tempels als in Folge ihrer Rettung geschehend dargestellt wird. Wenn nun darauf Zeus den Sturm sendet, so versteht es sich ganz von selbst, dass dieser die Folge der Verletzung der Rinder des Sonnengottes ist, da alle das Schlimmste fürchten und einer die Schuld des Frevels auf den andern schiebt. Demnach brauchte der Dichter den Helios selbst nicht zu bemühen, noch weniger durch Lampetie dem Gotte, der ja alles sieht und hört, die Sache melden zu lassen. Die von Kirchhoff so ungenügend vertheidigte Stelle bietet auch sonst auffallendes genug. Wo sitzt denn bei Homer der Sonnengott bei den übrigen Göttern im Olymp, dass ihn sein Bote dort aufsuchen muss? Wie kann er sich am Tage vom Himmel entfernen, und zwar nicht um Rache zu fordern? denn er ist eben im Olymp, als der Frevel geschieht, der ihm eben erst dorthin gemeldet wird. Wie schwach ist V. 382 die verlangte Rache bezeichnet? Die Drohung selbst, nicht mehr auf Erden scheinen zu wollen, sondern sich in die Unterwelt zu begeben, ist gar wunderlich, auch das Versprechen baldiger Rache nicht sehr glücklich ausgedrückt. Und sollte man nicht meinen, Zeus, der dem Sonnengotte *rasche* Rache verspricht, werde nicht sechs Tage lang den starken Gegenwind herrschen und so Tag für Tag Rinder des Gottes zu dessen weiterm Verdrusse schlachten lassen, sondern sie sofort durch günstigen Wind zur Abfahrt veranlassen, um weitere Rinder zu retten? Sprachlich machen wir nur auf das auffallende adverbial gebrauchte ὠκέα aufmerksam, dessen Form ein entferntes Analogon nur in βαθέης hat.

Kirchhoff nimmt die höchst anstössige Stelle, die, wie so manche kurze Scene im Olymp, eingeschoben ist, nur darum in Schutz, um darauf seinen Beweis zu gründen, im zwölften Buche habe ursprünglich nicht Odysseus erzählt, sondern der Dichter selbst. Er behauptet nämlich, bloss V. 389 f. seien ein späterer Zusatz des jüngern Bearbeiters, der, da er das ursprünglich vom Dichter selbst Erzählte dem Odysseus in den Mund gelegt, habe angeben wollen, woher Odysseus von dieser Olympischen Scene Kenntniss erhalten. Sein jüngerer Bearbeiter ist sonst keineswegs so fein, dass wir diesem ernstlich eine solche Vorsicht zumuthen dürften, und ein Grund, diese beiden Verse von der vorangehenden Scene zu trennen, ist durchaus nicht vorhanden. Und doch beruht auf einer so durchaus haltlosen Annahme Kirchhoffs ganze Ansicht, im zwölften Buche habe ursprünglich der Dichter selbst des Odysseus Abenteuer er-

zählt. Um den Leser durch den Augenschein zu überzeugen, gibt er V. 366—391 in dieser sich leicht herstellenden frühern Gestalt, wobei es ihm leider begegnet, einmal gegen den stehenden Homerischen Gebrauch anzugehn; denn wenn wir bei ihm den Vers lesen:

Ὣς ἔφατ'. Ἠελίῳ δ' Ὑπερίονι ἄγγελος ἐλθών,

so übersieht er, dass bei Homer nie der Uebergang zu einer ganz neuen Scene nach dem *ersten* Fusse erfolgt, dies im Verse nur nach dem *vierten* Fusse geschieht. Auch ist er genöthigt, einmal statt des treffenden βλεφάρων ἐξέσσυτο νήδυμος ὕπνος das auffallende βλέφαρων ἐξήλυθεν (eine sonst bei Homer gar nicht vorkommende Form) ὕπνος zu setzen. Und doch sind der Verse, von denen er die leichte Uebertragung in die dritte Person zeigt, im Grunde, da in den übrigen die Reden Dritter von Odysseus erzählt werden, nur sechs, und von diesen ist der Vers:

Ὣς εἰπὼν παρέπεισε θεοῦ (?) φρένας· αὐτὰρ Ὀδυσσεύς,

gerade nicht besonders glücklich nach *H*, 120 gemacht. Zum Abschluss erwartete man eher:

Ὣς οἱ μὲν τοιαῦτα πρὸς ἀλλήλους ἀγόρευον,

aber dann liesse sich eben der nothwendige Name des Odysseus nicht wohl im folgenden Verse anbringen. So wenig spricht auch hierin der Augenschein für die behauptete ursprüngliche Erzählung des Dichters selbst. Alles, was wir angeführt haben, erwogen, können wir das, worauf sich Kirchhoff als erwiesen steift, dass „derjenige Theil der Apologe, welchem unsere Stelle angehört, ursprünglich in der dritten Person als Erzählung des Dichters gedacht und gestaltet war", so wenig zugeben, dass wir auch sie als eine haltlose, auf wunderlicher Verkennung des vorliegenden Thatbestandes beruhende Vermuthung zurückweisen müssen.

Kirchhoff dehnt seine Behauptung auf den ganzen mit der besprochenen Stelle der Anlage und dem Inhalte nach in einem organischen Zusammenhang stehenden Theil der Apologe aus, als welchen er die Abenteuer der Kirke und was sich daran anschliesst, das zehnte bis zwölfte Buch mit Ausschluss der Episode der Nekyia, bezeichnet. Auch an sonstigen Spuren der Umsetzung aus der dritten Person in die erste, meint er, fehle es nicht. Wir folgen ihm bereitwillig auch auf diesem Wege, da wir uns gern von einer so sehr merkwürdigen Entdeckung überzeugen möchten, und von einem Manne wie Kirchhoff auch im schlimmsten Falle sich immer noch lernen lässt.

Dass Odysseus μ, 339 ff. die Dinge, welche sich während seiner Abwesenheit bei den Gefährten ereigneten, mit derselben Ausführ-

lichkeit erzähle, wie dasjenige, was er selbst erlebt hat, dass er zwischen beiden in der Darstellung keinen Unterschied mache, erklärt Kirchhoff für verfehlt; der Dichter vergesse hierbei der Schranken, die er durch die selbstgewählte Form sich gezogen habe, er mache, indem er seine eigene und des Erzählers Rolle verwechsle, die erzählende Person, hier den Odysseus, selbst zum Dichter und falle also aus der Rolle. Die von Kirchhoff aufgestellte Forderung scheint uns eine rein willkürliche, die weder aus dem Wesen der epischen Dichtung sich ergibt, noch in den Homerischen Gedichten irgend nachzuweisen ist; sie steht auf demselben Boden mit dem berüchtigten Jordanschen Sprachrohre, wonach der Dichter das Wunderbare nicht selbst, sondern immer nur durch einen andern erzählen lasse. Die im Epos erzählend Auftretenden können das, was sie von andern vernommen, besonders wenn sie die dabei thätigen Personen genauer kennen, mit derselben Lebhaftigkeit und derselben dramatischen Anschaulichkeit darstellen, wie das, wovon sie selbst Zeugen gewesen, was sie selbst erlebt haben. Tritt ja im Leben diese Gabe bei einzelnen Menschen auf wunderbare Weise hervor, so dass wir die handelnden Personen selbst vor uns zu sehen glauben. Und wie? Odysseus, der Meister der Erzählung, der so gut zu erdichten weiss, dass seine ersonnenen Märchen ganz den Charakter der Wahrheit an sich tragen (τ, 203), er sollte zwischen dem, was er selbst erlebt, und dem, was er von andern Personen, die selbst bei der Sache die Hauptspieler waren, vernommen hat, ängstlich unterscheiden, nicht die überlieferten Züge mit frischem Leben zu einer anschaulichen Darstellung zu gestalten gewusst haben? *Credat Iudaeus Apella.* Doch Kirchhoffs wunderliche Aufstellung widerspricht nicht weniger wie dem Charakter des Odysseus, auch dem Wesen des Epos, das nicht ein nüchterner prosaischer Bericht sein darf. Durch eine solche peinliche Unterscheidung dessen, was der Erzählende selbst erlebt, von dem, was er durch andere erkundet hat, würde die Erzählung der redend eingeführten Personen eine Ungleichheit erhalten, die wohl in protokollarischen Vernehmungen, aber nicht in dem unter dem Gesetze lebendigster Anschaulichkeit stehenden Epos an der Stelle wäre. Fertigte Odysseus das, was während seiner Abwesenheit geschehen ist, aber den wesentlichsten Einfluss auf ihn und die Entwicklung seines Schicksals hat, summarisch ab, so würde der Dichter einen vom Standpunkte der Kunst ganz unverzeihlichen Fehler begehen. Wenn im Epos das Wunderbare, wie schon Aristoteles bemerkt, von hoher Bedeutung ist, so wird man den Epiker am wenigsten an die nackte Wirklichkeit fesseln

und ihn nöthigen dürfen, nur das zu erzählen, bei dem er strenge Rechenschaft geben kann, wie ihm die volle Kenntniss davon geworden. Selbst die Darstellung der eigenen Erlebnisse müssen wir ja mehr oder weniger durch freie Einbildungskraft ausfüllen und heben. Was Odysseus beim Kyklopen gesprochen, weiss er ja selbst nicht mehr von Wort zu Wort; er stellt es sich lebhaft nach den ihm vorschwebenden Hauptzügen vor und trägt es, als wären es die wirklichen Worte, deren er sich bedient, den Zuhörern vor. Kirchhoffs Bestehen auf der gemeinen Wirklichkeit ist eine Verirrung, zu welcher ihn nur blinder Entdeckungseifer hinriss. Wir legen dagegen im Namen der Kunst und Homers, den wir uns nicht so kleinmeistern lassen wollen, den entschiedensten Einspruch ein, mit tiefem Bedauern, dass ein so bedeutender Philologe — was werden die Nichtphilologen darüber sagen? — sich also vergehen konnte. Homer ist zu gesund, als dass er nach der unendlich nüchternen von Kirchhoff beliebten Regel sich richten sollte. Nehmen wir nur ein nahe liegendes Beispiel aus der Odyssee. Eumaios erzählt *ο*, 419 ff. die ganze Verhandlung der Sidonischen Sclavin in seinem elterlichen Hause mit den Phönikern, wobei er beide Theile redend einführt, obgleich er davon selbst gar nichts gehört und gesehen hat; nur dasjenige weiss er aus eigener Erfahrung, was sich begeben, als jene ihn selbst aus dem Hause seiner Eltern entführt hatte. Hat etwa der Dichter den Eumaios haarscharf zwischen dem Erlebten und dem von andern Gehörten unterscheiden, das eine ausführlich, das andere summarisch erzählen lassen? Diese ganze Unterscheidung ist eben nichts als eine der wahren Dichtung fremde Schrulle, womit hier der jüngere Bearbeiter als mit einem unentrinnbaren Netze eingefangen werden soll. Sehen wir aber die betreffende Erzählung des Odysseus genauer an. Zunächst berichtet dieser, wie er, während die Gefährten auf Fisch- und Vogelfang ausgezogen, sich entfernt habe, um zu den Göttern zu flehen, die aber, statt ihn zu erhören, ihn in Schlaf versenkten. Die Darstellung ist hier sehr knapp, und war ursprünglich noch knapper, da V. 335—337 sich als eingeschoben erweisen. Dass er am Ufer des Meeres gebetet, ist an sich nicht wahrscheinlich; nach V. 333 (vgl. 143) müssen wir eher annehmen, er habe sich in das Innere der Insel begeben, so fern, dass er hoffen durfte, die Gefährten, die Fische und Vögel zu fangen ausgingen, würden so weit nicht kommen, und ihm sei hier einer der Götter erschienen, wie Hermes auf der Insel der Kirke (*κ*, 274 ff.). Die ausführliche Beschreibung, wo er gebetet (V. 339 f.), ist um so weniger an der Stelle, als das Gebet selbst

so kurz abgethan, ja, nicht einmal dessen Inhalt angegeben wird den wir freilich aus V. 334 errathen können. Der Homerische Dichter, der die Kunst versteht, Nebenhandlungen, wo es zweckmässig erscheint, kurz abzuthun, brachte diese auch hier geschickt in Anwendung. Es kam ihm nur darauf an, dass Odysseus fern von den Gefährten einschlafe; deshalb liess er ihn sich weit entfernen, und er gab nur kurz den Grund dieser Entfernung an. Das Gebet war ihm so sehr Nebensache, dass er es sogar unbestimmt liess, ob Odysseus wirklich dazu gekommen, ja nach seiner Darstellung müssen wir eher annehmen, dass er vorher in Schlaf gefallen sei; denn er sagt nur, dass er ausging, um zu beten, die Götter aber ihn in Schlaf versenkten. Freilich brauchte Odysseus, da die Gefährten sich auf der Insel zerstreuten, sich nicht zu entfernen, aber der Dichter bedurfte einer weitern Entfernung, damit dieser längere Zeit zur Rückkehr brauchte. V. 338 schliesst sich, was schon an sich den Gedanken einer Interpolation nahe legt, eben so gut an V. 334 als an V. 337 an, ja viel besser; denn hätte er des wirklich vollbrachten Gebetes hier gedacht, so musste er hervorheben, dass die Götter sein Gebet nicht erhört, sondern zu seinem Verderben ihm den Schlaf gesandt hätten. Ist die Entfernung des Odysseus eine Nebenhandlung, welche der Dichter den Erzähler kurz abthun lässt, obgleich er selbst dabei thätig war, so ergibt sich dagegen das Schlachten der Rinder als entschiedene Haupthandlung; ist es ja dieser verhängnissvolle Frevel, der dem Schiff und allen Gefährten den Untergang bereitet. Deshalb wäre eine summarische Darstellung, obgleich Odysseus sich die Sache von andern erzählen lassen musste, ein dichterischer Fehler gewesen; aber der Dichter fasst sich doch so kurz als möglich. Eurylochos sagt einfach den Gefährten, der Hungertod sei der schlimmste von allen, und begründet damit den Vorschlag, sich an die Rinder des Sonnengottes zu machen; denn dass V. 345 – 351 ein späterer Zusatz seien, haben wir S. 46 f. ausgeführt. Diese Rede konnte Odysseus ohne weiteres dem Eurylochos beilegen, selbst wenn er nichts weiter von Eurylochos und den andern Gefährten erfahren hätte, als dass dieser schon vor der Landung auf der Insel so selbständig hervortretende Oppositionsführer, sein eigener Verwandter (κ, 441), den bösen Rath gegeben. Die Zustimmung der Gefährten wird in dem schon V. 294 angewandten Formelvers gegeben, und dann kurz beschrieben, wie sie einen Theil der Rinder geholt, deren Weide in der Nähe des Schiffes dem Odysseus selbst sehr wohl bekannt war. Die Beschreibung der Opferung erfolgt in gangbarer Weise, wobei Odysseus nur hervorhebt, wessen sie sich

statt der fehlenden οὐλοχύται bedient, und dass sie keinen Wein zum Spenden gehabt, was Odysseus sehr wohl von den Genossen erfahren konnte; ja dass sie keinen Wein zum Spenden hatten, wusste er (dass V. 357 eingeschoben ist, habe ich längst bemerkt), die Eichenblätter hätte er noch da liegen sehen können. Und eine solche einfache Erzählung des während des Odysseus Abwesenheit Geschehenen sollte dieser, der alles auf das genaueste erfahren konnte, nicht selbst haben geben können, sie soll für ihn zu ausführlich sein, und deshalb ursprünglich diese Stelle der Dichter selbst in dritter Person erzählt haben. Das kann ich nur für die reinste Willkür halten. Wie V. 333 ursprünglich gelautet haben könne, wo der Name des Odysseus schwer anzubringen sein möchte, sagt uns Kirchhoff nicht.

Noch eine andere Stelle, κ, 208 ff., soll Kirchhoff zum Beweise dienen, und sie muss ihm um so willkommener sein, als sie das gewonnene Ergebniss auch für das zehnte Buch feststellt. Die grosse Ausführlichkeit, womit Odysseus erzählt, was den von ihm zur Kundschaft unter Eurylochos abgesandten Gefährten auf ihrer Wanderung zugestossen, wobei sogar die von einzelnen bei dieser Gelegenheit gesprochenen Worte mitgetheilt würden, ist ihm höchst anstössig. Der Bericht des Eurylochos V. 251 ff. könne nicht als Quelle (auch nicht als theilweise?) betrachtet werden, da er manche Einzelnheiten verschweige, und er nicht wisse, was aus den Gefährten im Hause der Kirke geworden. Aber ihre Verwandlung theilt ihm bereits Hermes V. 181 ff. mit, und er überzeugt sich selbst davon, ja Kirke versucht dieselbe Zauberei an ihm selbst. Dass Odysseus das Genauere aus dem Munde der erlösten Gefährten erfahren haben könne, muss Kirchhoff zugeben, er glaubt aber ernstlich dieser alle Bedenken niederschlagenden Erwägung die Bemerkung entgegenstellen zu dürfen, „dass, dies auch angenommen, die gewählte Form eine sehr unbeholfene und wenig sachgemässe genannt werden müsste, und dass eine solche, an sich doch immer schon bedenkliche Aushülfe überflüssig gemacht wird durch die Thatsache, welche als anderweitig wohl bezeugt gelten darf, dass die originale Form dieser Darstellung eine ganz andere war und dass in ihr das uns jetzt mit Recht Anstössige vollkommen in der Ordnung war“. Wie es mit der „wohl bezeugten“ Thatsache und dem „mit Recht Anstössigen“ stehe, haben wir gesehen, und nur mit Verwunderung können wir bemerken, wie Kirchhoff *ohne jeden Beweis* die gewählte Form als „eine sehr unbeholfene und wenig sachgemässe“ zu bezeichnen wagt. Sehen wir auch hier genau zu. Was die voll Verzweiflung ausziehenden Kundschafter

auf dem Wege anfingen, übergeht Odysseus, der bloss erzählt, wie sie das Haus der Kirke fanden, und zwar mit denselben Worten, womit Eurylochos berichtet hatte (V. 252 f.). Was von V. 212 bis 219 folgt, halten wir für spätere ungehörige Ausschmückung, da von diesen in Wölfe und Löwen verwandelten Menschen weiter, obgleich Veranlassung genug dazu da war, wie in der Rede des Hermes (V. 281 ff.), sich nicht die geringste Spur findet, mit Ausnahme der eingeschobenen Verse 432—434. Der von Grausen ergriffene Eurylochos hätte diese schrecklichen Thiere unmöglich übergehen können. Auch durften ja die Gefährten durch nichts, was Grausen erregte, abgeschreckt werden. Zu dem Folgenden, V. 220—232, bot die Grundzüge der Bericht des Eurylochos (V. 254—258); neu ist nur, dass Polites die Gefährten auf Kirke aufmerksam machte, und sie aufforderte, ihr zu rufen, was Odysseus sehr wohl später vernommen haben konnte; zur Belebung der Erzählung war es hier eben so nothwendig, wie es im Jammerberichte des Eurylochos störend gewirkt haben würde. Die Verwandlung selbst ist so kurz geschildert, als es der epische Stil zuliess; nur kann man zweifeln, ob V. 241 f. ursprünglich sind. Die von Kirchhoff behauptete Unbeholfenheit und Unzweckmässigkeit der Form ist ein unerwiesener und nicht zu erweisender Vorwurf. Ja stelle sich Kirchhoff nur einen Augenblick auf den Standpunkt des Dichters, der diese Begebenheit den Odysseus selbst erzählen lassen wollte (und dass ein Dichter diese Absicht haben *konnte*, wird er doch wohl nicht in Abrede stellen wollen), so wird er zugeben müssen, dass ein epischer Dichter, der die Hauptpunkte, welche für den Zuhörer am anziehendsten sind und ein anschauliches Bild gewähren, darstellen musste, kaum glücklicher seine Aufgabe lösen konnte, als es hier geschehen ist, so dass nicht der geringste Grund bleibt, die jetzige Gestalt der Erzählung durch die Annahme zu erklären, ursprünglich habe der Dichter selbst, nicht Odysseus, gesprochen. Dass Kirchhoff meinen kann, die Stärke seines Beweises könne nicht leicht jemand verkennen, ja ein grösserer Grad der Evidenz sei in Fragen dieser Art kaum jemals zu erreichen, zeigt nur, wie sehr ihn seine Entdeckung verblendet, die auf den allerhaltlosesten Voraussetzungen und leidenschaftlicher Einseitigkeit beruht.

Auch im Abenteuer bei den Lästrygonen soll die Darstellung „unverkennbare Spuren einer völlig gleichen Umsetzung der ursprünglichen Form der Erzählung“ zeigen. Zunächst wird hervorgehoben, dass κ, 106 die Erwähnung des Namens der Quelle Artakie bei der sonstigen Kürze und Allgemeinheit der Angabe

auffällig sei; aber nicht bloss aus diesem Grunde ergibt sich der Vers als schlechtes Einschiebsel eines gedankenlosen Rhapsoden, dem dabei die Argonautensage vorschwebte. Einschiebungen aus andern Gedichten und Sagen sind überhaupt nicht selten. So wenig also beweist der Vers, der Dichter selbst habe hier ursprünglich erzählt, dass er sich deutlich als eingeschoben verräth. Weiter erregt es bei Kirchhoff Anstoss, dass, obgleich gesagt wird, Antiphates habe den drei an ihn gesandten Kundschaftern Verderben bereitet, wonach wir erwarten müssten, alle drei seien ihm zur Beute geworden, wir zu unserer Ueberraschung vernähmen, nur *einen* habe er ergriffen und verspeist, die andern hätten sich durch die Flucht gerettet. Kirchhoff übersieht hierbei, dass das einfache Zeitwort sehr oft bei den Griechen und schon bei Homer, den Begriff des Wollens der betreffenden Handlung einschliesst, was besonders bei den Zeitwörtern des Tödtens der Fall ist, wo eben der Zusammenhang ergeben muss, dass nur die Absicht obwaltet. Wenn der Kyklop ι, 408 ruft: *Οὔτίς με κτείνει*, so versteht sich von selbst, dass hier nicht von der wirklich vollbrachten Ermordung die Rede ist. *T*, 310 ff. bleiben die Fürsten bei Achilleus *τέρποντες*; dass aber ihr Versuch, ihn zu erfreuen, missglückt, ergibt sich aus dem Folgenden. Eben so heisst es von Aegisthos γ, 264, *θέλγεσκεν*; dass aber die Verführung der Klytämnestra ihm zuerst misslang, hören wir darauf. Von den Hirten lesen wir ξ, 456 f. *ἐπὶ κοῖτον ἐσσεύοντο*; dass sie aber noch erst die Erzählung des Odysseus anhören, erfahren wir bald darauf. So kann es auch nicht den geringsten Anstoss bieten, wenn das Folgende erst zeigt, dass der Versuch des Antiphates, der eine genauere Bestimmung an sich bedurfte, nur bei *einem* der drei Kundschafter gelang. Weiter aber behauptet Kirchhoff, es *könne* wirklich keiner der drei Kundschafter sich gerettet haben, da die Möglichkeit des darauf erzählten Ueberfalls der Flotte des Odysseus unbegreiflich wäre, wenn die Bedrohten vorher gewarnt worden wären, wie dies doch hätte geschehen müssen, wenn die flüchtigen Kundschafter vor den Angreifern die Schiffe erreicht hätten. Im Entdeckungseifer übersieht Kirchhoff die Kürze, welche in der ganzen Erzählung herrscht. Dass die Lästrygonen auf die Felsen oberhalb des Hafens gestiegen sind, ersehen wir erst daraus, dass sie Steine von dort herabwerfen (V. 121); ihr Herabsteigen wird eben so wenig erwähnt, ergibt sich nur daraus, dass sie die getödteten Achäer wie Fische mit Harpunen stechen und fressen (V. 124). Da ist denn gar nicht zu verwundern, dass der Dichter auch übergeht, dass die geretteten Kundschafter ihr schreckliches

Erlebniss mittheilen und in Folge dieser entsetzlichen Mittheilung alle an die Flucht denken. Νῆες V. 117 bezeichnet den Landungsplatz, nicht bloss den Hafen, sondern auch den Ort, wo Odysseus gelandet war, wie so häufig in der Ilias und ξ, 498 darunter das Lager der Achäer bei Troia verstanden wird. Die flüchtigen Kundschafter fliehen natürlich zu dem Schiffe des Odysseus, der sie ausgesandt hat; ihr trauriger Bericht wird den übrigen mitgetheilt, die sofort auf die Flucht denken; diese aber war bei der Enge des Hafens, worin sie dicht aneinander lagen, schwierig, ja in der Eile unmöglich. Schon hatten die Lästrygonen die Felsen erklettert, wozu ein näherer Weg als zum Meere führte, und warfen mit schweren Steinen auf die Schiffe, von denen noch keines den Hafen hatte verlassen können. Dieses alles, worin durchaus nichts den gegebenen Verhältnissen widerspricht, uns hinzuzudenken, sind wir durch die Kürze der nur die Hauptpunkte bezeichnenden Erzählung vollkommen berechtigt, so dass jeder Vorwand zu Kirchhoffs Annahme, V. 116 f. seien ein späterer Zusatz, wegfällt. Drei auf einmal zu fassen wäre auch für den Antiphates zu stark; der Kyklop begnügt sich damit, zwei zu packen und gleich zu tödten, indem er sie mit dem Kopfe an die Erde stösst. Unser Dichter denkt sich wohl, dass dem Riesen, da er nach allen griff, zwei entflohen, er nur den einen wirklich fasste, nach dem er mit der einen Hand griff, die beiden andern, die er mit der andern Hand fassen wollte, ihm entflohen. Und wie konnte es Kirchhoff entgehen, dass V. 116 f. ganz unentbehrlich sind, da ἐμήσατο λυγρὸν ὄλεθρον nothwendig seine nähere Bestimmung fordert. Antiphates muss hier gleich als Menschenfresser bezeichnet werden; das ist ein Hauptpunkt, den wir gerade durch die aus ungenügenden Gründen über jene Verse verhängte Aechtung verlieren. Aber stände auch die Unechtheit der Verse zu erweisen, der von Kirchhoff daraus gezogene Schluss wäre willkürlich. Warum sollte nicht ein Rhapsode die Flucht von zweien (da die von einem allein sich nicht so gut in den Vers fügte) hinzugedichtet haben, damit Odysseus Kunde von dem schrecklichen Menschenfresser erhielte? Kirchhoff spielt gerade die umgekehrte Rolle; er lässt aus Scheingründen keinen entfliehen, damit Odysseus dies nicht selbst erzählt haben könne. Freilich macht ihm V. 199 dabei grosse Schwierigkeit, welcher er sich nur durch die gezwungenste Deutung entledigt; warum nicht lieber durch kühnes Abschneiden der widerstrebenden Verse, wodurch man wenigstens dem Dichter nichts Ungehöriges zumuthet? denn wenn es heisst, die Gefährten hätten sich der Thaten des Antiphates und des Kyklopen (gegen die zur Kund-

schaft Ausgesandten) erinnert, so müssen diese doch gewusst haben, dass Antiphates, wie der Kyklop, die Gefährten aufgefressen, dieses nicht bloss vermuthen.

Endlich nimmt Kirchhoff, um auch das Abenteuer bei Aeolos [1]) von der eigenen Erzählung des Odysseus auszuschliessen, an der Ausführlichkeit Anstoss, womit die Erwägungen der Leute des Odysseus, welche sie zur Eröffnung des Schlauches veranlassten, selbst dem Wortlaute nach mitgetheilt würden (κ, 38—45). Wir haben bemerkt, dass V. 40—42 ein fremdes Einschiebsel sind. Die nach Ausschluss derselben übrig bleibenden Verse enthalten eben nur das Allernöthigste, und der Vorwurf, der Dichter trete der Wahrscheinlichkeit zu nahe, indem er die Sache so anschaulich darstelle, als habe er selbst die Rede vernommen, geht aus dem leidigen einseitigen Standpunkte hervor, den wir sattsam gekennzeichnet zu haben glauben. Wollte der Dichter dieses Abenteuer den Odysseus erzählen lassen, so hinderte ihn nichts, hier so gut wie anderwärts den Odysseus auch Reden berichten zu lassen, die er nicht selbst angehört, sondern von andern hatte erzählen hören, oder sich selbst nach dem Erfolge und nach der Kenntniss seiner Gefährten ausbilden konnte. Der lebendigen Anschaulichkeit, dem höchsten Gesetze der epischen Kunst, zu Liebe darf der Dichter

---

[1]) Gelegentlich sei mir hier die Bemerkung erlaubt, dass meine Vermuthung κ, 10 περιστεναχίζετ' ἀοιδῇ durchaus nothwendig ist. Wie konnten Fäsi und Autenrieth zu dem wunderlichen Einfall kommen, περιστεναχίζεται beziehe sich auf die Arbeit der Winde, die am Tage tosten, in der Nacht (gar seltsame Winde!) schliefen? Von den Winden ist ja hier durchaus nicht die Rede, sondern nur von dem Schlaraffenleben der Familie des Aeolos. Nichts alberneres lässt sich denken als: „Das vom Fettdampf (des Mahles) erfüllte Haus wird im Hofe umtönt“. Ameis sagt gar, αὐλῇ werde hinzugefügt, um anzudeuten, dass Odysseus gleich bei seinem Eintritt den Schall (wovon?) vernommen habe. Und doch werden hier Insel, Stadt und Haus des Aeolos im allgemeinen beschrieben, erst mit V. 13 kehrt der Dichter zum Odysseus zurück. Das Cabinetstück, dass „das dampfende Haus im Hofe umtönt wird“, überlassen wir gern den Liebhabern. Homer musste das περιστεναχίζεται näher bestimmen und neben der Mahlzeit auch noch das Spiel erwähnt werden. Drinnen wird am Tage immer getafelt, gespielt und gesungen (ἀοιδή vom Spiel der Phorminx, wie α, 159. 411. φ, 406), in der Nacht schlafen die geschwisterlichen Gatten in prächtigen Betten zusammen. Von meinen Gründen sagt Ameis in beliebter Oberflächlichkeit nichts, wirft mir nur gewohnte Raschheit vor; nun, ein rascher Blick ist nicht zu verachten, und ein träges, blödes Auge sieht oben nicht, was es sehen sollte. Ich verlange nur Gerechtigkeit für meine Gründe; wer diese bloss zur Seite schiebt oder ihnen Unverstand entgegensetzt, spricht sich selbst sein Urtheil.

sich selbst eine wirkliche kleine Unwahrscheinlichkeit gestatten, woran es auch in den Homerischen Gedichten nicht mangelt. Uebrigens ist Kirchhoff bei dieser Erzählung ein anderer Umstand entgangen, der ihn leicht zu einem anderweitigen Verdachte hätte führen können, dass zuerst (V. 23. 32. 48) nur von *einem*, erst V. 54 von mehrern Schiffen die Rede ist. So wenig hat er die Odyssee mit gespannter Aufmerksamkeit gelesen.

Im Gegensatze zu dem zehnten bis zwölften Buche behauptet Kirchhoff vom neunten, es lasse sich darin auch nicht die geringste Spur einer stattgefundenen den Standpunkt verrückenden Umarbeitung nachweisen. Wie ganz anders der Dichter hier verfahre, soll die Darstellung des Abenteuers bei den Lotophagen beweisen. Aber der ganze Unterschied liegt hier eben in der Sache selbst, dass Odysseus die bei den Lotophagen verweilenden Gefährten selbst zurückholt, wo er sich denn überzeugt, weshalb sie nicht zu den Schiffen zurückkommen wollten. Wie kann Kirchhoff ernstlich im Unterschiede des Stoffes einen Unterschied der Darstellung suchen? Doch auch dort berichtet Odysseus dasjenige als geschehen (V. 92—97), was er erst erfuhr, als er selbst zu den Lotophagen gegangen war. Der wesentliche Unterschied, der zwischen dem neunten und den drei folgenden Büchern in dieser Beziehung bestehen soll, ist eine leidige Einbildung.

Nur ι, 51 ff., bemerkt Kirchhoff, scheine auf den ersten oberflächlichen Blick die Annahme einer stattgefundenen Umarbeitung nahe zu liegen, aber hier sollen V. 54 f. falsch eingeschoben sein. Aller Anstoss schwindet durch die Annahme, dass hier von beiden Parteien die Rede ist; doch auch sonst liesse sich der Wechsel in der Person entschuldigen. Kirchhoff erinnerte sich nicht der sehr auffälligen Stelle δ, 573 ff., wo der Dichter von der ersten Person in die dritte übergeht, auf *ἐρύσσαμεν, τιθέμεσθα* unvermittelt *καθῖζον, τύπτον* folgt, wozu der Dichter, hätte der Vers es gestattet, *ἑταῖροι* hinzugefügt haben würde. Vgl. ι, 85 ff. Er hat diese Stelle ohne Bedenken durchgehen lassen, welche ihm einen gar glücklichen Anhaltspunkt zur Begründung einer den Standpunkt verrückenden Umarbeitung geboten haben würde, die ihm leider an jener Stelle nicht passte! Hätte Kirchhoff sich den Blick ungetrübt erhalten, so würde er gesehen haben, dass der ganze Unterschied, den er zwischen diesen Büchern entdeckt zu haben meint, einzig im Stoffe beruht; denn im neunten Buche ist eben Odysseus bei allem zugegen, was er beschreibt, während er in den drei folgenden zuweilen berichten muss, was er nur vernommen oder gar erschlossen hat.

Wir haben alle aus dem Gedichte selbst von Kirchhoff ge-

schöpften Gründe geprüft, die seine Annahme rechtfertigen sollen, das neunte Buch sei gleich von Anfang an als Erzählung des Odysseus gedichtet worden, wogegen die drei folgenden ursprünglich die Abenteuer des Helden in der dritten Person erzählt hätten, erst von dem jüngern Bearbeiter, der sie mit jenem verbunden, aus der dritten Person in die erste umgestellt seien, die Erzählung des Dichters zu einem Selbstbericht des Odysseus umgearbeitet worden. Kein einziger von allen seinen Gründen hat sich als haltbar erwiesen; überall trafen wir auf Missverständnisse oder übereilte Schlüsse, beide aus dem Eifer hervorgegangen, die vorgefasste Meinung zu beweisen. Kirchhoff wird durch die Annahme, der jüngere Bearbeiter habe zwei ursprünglich ganz verschiedene Gedichte miteinander verbunden, zu der Annahme genöthigt, alle Beziehungen im zehnten und zwölften Buche auf das neunte seien Zusätze des jüngern Bearbeiters; jeder, meint er, werde leicht die Ueberzeugung gewinnen, alle diese Stellen könnten nicht allein des Zusammenhanges unbeschadet ausgehoben, sondern müssten zum Besten desselben wenigstens fortgedacht werden. Auch davon können wir uns nicht überzeugen. Sehen wir uns die betreffenden Stellen an.

ι, 31 f. halten freilich auch wir nicht für echt, aber die Interpolation erstreckt sich weiter; die ganze Erwähnung des Aufenthaltes bei Kalypso und Kirke ist durchaus fremdartig, und erweist sich als eingeschoben schon durch das ganz beziehungslos stehende αὐτόθι V. 29. Völlig unberechtigt aber scheint uns die Verwerfung von κ, 200. Bei dem Befehl des Odysseus, auf Kundschaft auszugehen, müssen die Gefährten sich auch des viel schwerern Verlustes in der Höhle des Kyklopen erinnern; denn um die Insel auszukundschaften, war Odysseus dorthin gefahren, war mit zwölf Gefährten auf Kundschaft ausgegangen und hatte durch die Bitten derselben sich nicht abhalten lassen, die so verderbliche Ankunft des Kyklopen abzuwarten. Jedenfalls müsste auch der vorige Vers mit ausfallen, wodurch freilich die Wahrscheinlichkeit schwände, dass der jüngere Bearbeiter die Einschiebung vorgenommen habe. Den stärksten Einspruch müssen wir gegen die Ausscheidung von κ, 435—437 einlegen. In der kurzen Rede des Eurylochos sind vielmehr V. 432—434 entschieden unecht; denn Eurylochos weiss ja gar nichts von der Verwandlung seiner Gefährten in Schweine, und die in Wölfe und Löwen verwandelten Menschen gehören V. 212 ff., wie wir S. 53 sahen, einer Einschiebung an. Odysseus hat sich wohl gehütet, der Verwandlung der Gefährten zu gedenken, obgleich er auch deren Rückverwandlung berichten konnte, da er schon durch die Vorstellung der Zauberkunst der Kirke

alle, insonderheit den Eurylochos, zu ängstigen nnd von dem Betreten des Hauses der Kirke noch mehr abzuschrecken fürchten musste. Eurylochos selbst hat keine Veranlassung, an Zauberei zu denken, wovon er V. 259 ff. nicht das mindeste ahnt; er wie die übrigen fürchtet nnr getödtet zu werden. Vgl. V. 421. Müssen aber V. 432—434 ausgeschieden werden, so ergibt sich eben die Ursprünglichkeit der von Kirchhoff seinem jüngern Bearbeiter zugeschriebenen Verse, da ja die Rede des Eurylochos nicht aus dem *einen* Verse bestanden haben kann: „Ach, ihr Unglücklichen, was verlangt ihr nach solchem Wehe!“ Er muss ein wirklich erlebtes, durch Odysseus selbst hervorgerufenes Unglück den Gefährten in Erinnerung bringen, was eben durch die von Kirchhoff verworfenen Verse in treffendster Weise geschieht. Eben so verfehlt scheint uns die Ausscheidung von μ, 209—212. Auf die Anrede:

Ὦ φίλοι· οὐ γάρ πω τι κακῶν ἀδαήμονές εἰμέν,

kann unmöglich unmittelbar die Aufforderung folgen:

Νῦν δ' ἄγεθ', ὡς ἂν ἐγὼν εἴπω, πειθώμεθα πάντες.

Dass sie schon früher Weh erduldet haben, bedarf nicht allein einer nähern Ausführung, sondern anch der ergänzenden Bestimmung, dass sie durch seinen Rath dem Unglück entgangen sind; ohne diese Bestimmung fehlt dem Satze οὐ γάρ—εἰμέν jede Beziehung zur Anrede und zum folgenden Befehle, die eben nur darin enthalten sein kann, dass die Befolgung seines Rathes ihnen sonst von Nutzen gewesen. Kirchhoff schneidet der Einleitung der Rede eben ihren Nerv aus. Damit, dass er 213 statt νῦν δ' das in diesem Formelverse sonst gewöhnliche ἀλλ' will, wird die Verbindung keineswegs hergestellt, abgesehen davon, dass für den jüngern Bearbeiter, hätte er jene Verse eingeschoben, keine Veranlassung vorlag, ἀλλ' in νῦν δ' zu ändern, wogegen dem ursprünglichen Dichter der Gegensatz freilich näher lag. Es ist kein Zufall, dass jener Formelvers, der ausser unserer Stelle noch neunmal sich findet, nur nach einer längern Reihe von Versen, nie schon an zweiter Stelle steht; er verlangt eben eine weitere Ausführung, von welcher er den Uebergang zu einem Rathschlage macht.

So bewährt sich denn auch von dieser Seite die Annahme Kirchhoffs mit nichten. Er hat in diesen Büchern manches höchst Bedenkliche, ja geradezu Widersinnige, wie in der Doppelrede κ, 189—192, unbeanstandet stehen gelassen, weil er hier nicht nach Beweismitteln für einen jüngern Bearbeiter suchte, ja, je mehr

Bedenkliches er hier gefunden hätte, um so unangenehmer wäre es ihm gewesen, da er eben nur das suchte, was seinem Vorurtheile entsprach, er von keinen entstellenden Rhapsodeneinschiebungen etwas wissen wollte, um einzelne vorhandene zum Beweise seines jüngern Bearbeiters zu verwenden, oder in den seltenen Fällen, wo das gar nicht anging, das, was sich ihm als ungehörig aufdrängte, der Pisistratidenrecension zuzuweisen.

Aber auch äussere Beweise hat Kirchhoff dafür beizubringen gesucht, dass das zehnte bis zwölfte Buch ursprünglich der Odyssee fremd gewesen, und erst von dem jüngern Bearbeiter mit dem neunten Buche verbunden worden. Er glaubt nämlich darthun zu können, dass die später in den Kyklos aufgenommenen *Nosten* die Sage von dem Aufenthalte des Odysseus bei der Kirke gar nicht gekannt haben, diese vielmehr, und somit auch das zehnte bis zwölfte Buch, erst spätern Ursprungs sei. Dass Kirchhoffs Aufstellung über die *Nosten* nicht in den Resten der Ueberlieferung begründet und seine Herabsetzung der Sage von der Kirke in so späte Zeit durchaus nicht der Wahrheit gemäss ist, glaube ich in einem besondern vor kurzem geschriebenen Aufsatze gezeigt zu haben, der in den „Jahrbüchern für die classische Philologie“ seine Stelle finden wird. Die Sage von der Kalypso ist viel weniger ausgebildet und verbreitet gewesen als die von der Kirke, was schon allein gegen die Annahme eines frühern Ursprungs sprechen dürfte. Wenn Kirke eine Schöpfung der Sage selbst scheint, so dürfte Kalypso nur dem Dichter seinen Ursprung verdanken, der neben der Kirke einer andern den Odysseus lange fesselnden Halbgöttin bedurfte, die ihn erst auf Befehl des Göttervaters entlässt. Mit ihrer Zurückhaltung des Odysseus scheint es fast ganz dieselbe Bewandtniss zu haben, wie mit dem Zorn des Poseidon, den der Dichter zu seinem Zwecke erfand.[1] Dass Odysseus, ehe er zu den Phäaken kommt, noch zur Kalypso verschlagen wird und bei dieser sieben Jahre verweilt, dürfte, wie die ganze Zeitbestimmung der zehnjährigen Irrfahrt, dem Dichter, nicht der Sage angehören. Zu der Annahme, dass ursprünglich $\varkappa$, 469 f. ein längerer Zeitraum als ein Jahr angegeben war, sehe ich trotz Müllenhoffs Beistimmung keine Veranlassung; sie ist nur möglich bei der *Voraussetzung*, das zehnte Buch sei später. In der ursprünglichen Sage mochte immer ein längerer Zeitraum angenommen sein, ja es könnten die sieben Jahre von der Kirke vom Dichter auf seine Kalypso übertragen sein. Doch wir sind hier auf ein Gebiet gerathen, auf welchem die aus der elfenbeinernen Pforte schwebenden Gebilde so leicht den Forscher täuschen. Wenden wir uns zum thatsächlichen Boden zurück.

3.

Auch im *zweiten* Theile der Odyssee sollte die Hand des jüngern Bearbeiters nachgewiesen werden. Dafür gibt Kirchhoff in seiner Schrift über die Composition des Gedichtes zwei weit ausgeführte Beweise. Sie sind wesentlich anderer Art als diejenigen, welche wir bisher betrachteten, aber auch sie ergeben sich als unhaltbar, der eine, weil aus der vorhandenen Thatsache etwas geschlossen wird, was, wenn man die Freiheit des epischen Dichters berücksichtigt, nicht zu folgern steht, der andere, weil von zwei wesentlich gleichen Stellen die nachweislich spätere für die ursprüngliche erklärt wird. Wir können uns seiner weiten Ausführung gegenüber kurz fassen.

Im dreizehnten Buche macht Athene den Odysseus allen, die ihn gekannt haben, unkenntlich (V. 397), indem sie ihn in einen kahlköpfigen Greis verwandelt, dessen Augen allen Glanz verloren haben (V. 430 ff.). Und diese Verwandlung war durchaus nöthig, damit Odysseus in der Stadt wie bei Eumaios mit dem vollen Vertrauen, nicht erkannt zu werden, auftreten konnte, und ihn die Verachtung der Freier und der Dienerinnen traf, wodurch der Fortgang der Handlung bedingt war. Anderer Ansicht ist freilich Kirchhoff, ja, er meint, der ältere Dichter habe bei Odysseus wirklich bloss die Unkenntlichkeit angenommen, welche die natürliche und unvermeidliche Folge zunehmenden Alters nach langer Abwesenheit und der Mühsale einer langjährigen Irrfahrt sei. Als ob nicht der Blick treuer Liebe auch in den durch Alter und Mühseligkeiten entstellten Zügen das theure, tief in die Seele gedrückte Bild des so lang Entbehrten beim ersten Anblick erkennte, als ob nicht natürliche Beobachtungsgabe auch durch solchen Schleier die durch lange Bekanntschaft vertraut gewordene, durch nichts auszulöschende Eigenthümlichkeit des sprechenden Antlitzes schauen könnte! Ganz unverständlich ist mir seine Behauptung, zwei Motive der spätern Handlung schlössen die Vorstellung einer absichtlichen Entstellung durch Athene aus, nämlich die besondern Mittel, wodurch er sich den Seinigen gegenüber beglaubigt, die Narbe vom Zahne des Ebers nnd die Wissenschaft der absonderlichen Beschaffenheit des von Odysseus selbst gezimmerten Ehebettes. Vergebens bemühe ich mich, auch nur einen Scheingrund zu der als selbstverständlich gegebenen Anfstellnng zu finden, der Erfinder dieser Motive könne Odysseus nur als alternden, von den Stürmen des Lebens hart mitgenommenen und auch äusserlich verwandelten Mann sich gedacht haben, da mir, insofern sie wirklich

dem Dichter, nicht der Sage angehören, eher das Gegentheil daraus zu folgen scheint; hätte man noch in den Zügen des Odyssens auch nur die geringste Spur des Gebieters von Ithaka zu entdecken vermocht, dann hätte es eben solcher Anerkennnngsmittel nicht bednrft, Eurykleia, Eumaios, Penelope hätten, wenn nicht schon aus sich, doch sobald Odysseus sich zn erkennen gab, nicht den geringsten Zweifel hegen können, ein Blick in sein Auge hätte ihnen sofort die Wahrheit entdeckt. Wozu jene Motive erfunden sind, ergibt sich von selbst. Sogar die trene Eurykleia, obgleich sie eine grosse Aehnlichkeit der Gestalt mit ihrem unglücklichen Herrn entdeckt (τ, 380 dürfte doch ein späterer Zusatz sein, besonders da er unnöthig an die Stimme erinnert, die leicht zur Entdeckung führen könnte), vermag in ihm den edlen Odysseus nicht zu erkennen; da sie aber zuerst in den Racheplan eingeweiht werden sollte, so bedurfte es eines besondern Mittels der Erkennung, das wohl vom Dichter selbst erfunden ward. Das andere Erkennungsmittel dagegen dürfte wohl ein Zug der alten Sage sein, welcher vom Dichter treffend zu seinem Zwecke benutzt wurde. Kirchhoff schreibt es zwar (S. 143) der Ueberlieferung zu, kann aber darunter nur die dichterische Ueberlieferung gemeint haben, da er es als Erfindung (S. 136) aufführt. So wenig können diese beiden Motive für eine ältere Auffassung beweisen, wonach Athene den Odysseus nicht verwandelt habe. Dass die Verwandlung des Odysseus in den folgenden Büchern beibehalten wird, erkennt Kirchhoff an, nur beharrt er auf dem Irrthume, die Narbe, welche vom neunzehnten Buche an eine Rolle spielt, stehe damit in Widerspruch. Ganz recht hat er, wenn er von der Badescene ψ, 153 ff. urtheilt, weder ihrer Absicht noch ihrem Erfolge nach bewirke sie die Rückverwandlung des Odysseus: aber wie kann er behaupten, der Dichter derselben beabsichtige damit wirklich irgend *eine Verwandlung!* Seit wann denn ist das Reinigen und Anziehen reiner Kleider eine *Verwandlung?* Aber einen sehr guten Griff thut er, wenn er die ganze Stelle ψ, 111—176 als unorganisches Einschiebsel ausscheidet, obgleich wir nicht alle seine Gründe als berechtigt anerkennen. Sehen wir die Stelle genauer in ihrem Zusammenhange an, in wiefern sie diesem entspreche.

Schon χ, 428 f. will Eurykleia der schlafenden Penelope die Freudenbotschaft der Rückkehr und Rache ihres Gemahls mittheilen; dieser aber hält sie davon zurück und befiehlt ihr, die schuldigen Mägde kommen zu lassen. Nach der Bestrafung derselben fordert Odysseus von Eurykleia Schwefel nnd Feuer, um das Haus auszuräuchern. V. 482—484, welche den Befehl hinzufügen,

Penelope *mit ihren Dienerinnen* herzubescheiden nnd die treuen Mägde kommen zu lassen, können kaum echt sein. Penelope kommt später *allein,* und eine *Einladung* an Penelope kann er unmöglich beabsichtigen, es genügt, dass Eurykleia ihr das Geschehene verkündet, was sie schon V. 429 thun wollte. Des Empfangs der treuen Mägdo bedarf es nicht. Demnach sind anch χ, 495—501 nnd ψ, 51 als eingeschoben zu betrachten. Eurykleia will ihm jetzt sogleich reine und anständige Kleider bringen, was er aber zunächst nicht mag; sie soll ihm zuerst, wie er befohlen, Fener nnd Schwefel besorgen. Auch diese Erwähnnng der reinen Kleider erweist sich als nngeschickt, besonders deshalb, weil Enrykleia später daran gar nicht denkt, obgleich er diese nicht ganz zurückgewiesen hat. Wir glauben die ursprüngliche Dichtung herzustellen, indem wir auf V. 481 unmittelbar V. 492 folgen lassen, wonach alles glatt und in Homerischer Weise fliesst. Odysseus zweifelt nicht, dass Eurykleia nnn sofort thun werde, was sie schon V. 429 thnn wollte, und so setzt er sich nieder in Erwartung der Gattin, ob diese ihn auch im Bettlergewande erkennen nnd in seine Arme stürzen werde. Es ist nnzweifelhaft, dass der Dichter hier nicht mehr an die Verwandlnng des Odyssens in einen kahlköpfigen Greis denkt; er lässt dies früher ihm bedeutende Motiv hier als unbequem fallen, ohne fürchten zu müssen, dass der Znhörer sich desselben wider seine Absicht noch erinnern werde. Der Freiheit, ein früher gewähltes Motiv später fallen zu lassen, wo es nnbeqnem ist, oder ein solches später anzunehmen, obgleich es zur frühern Darstellnng nicht stimmt, haben sich anch nenere Dichter zn ihrem Zwecke glücklich bedient, nnd wir sind keineswegs berechtigt, sie dem epischen Dichter, der überall die grösste Freiheit der Bewegung in Anspruch nimmt, irgend abzusprechen; es gilt die Grenzen der Freiheit des Epos ans diesem selbst und dem Charakter der Dichtungsart sich klar zu machen, nicht sie zu verengen zum Zwecke, auf verschiedene Dichter zn schliessen oder sonst gewaltsame Kritik zu üben. In der Ilias weiss Achillens, dass er früh sterben wird (*A*, 352), und wir können nicht anders annehmen, als dass er von seiner Mntter vernommen, dass er vor Troia fallen werde (*A*, 417 f. *Σ*, 59 f.), worauf anch die Erwiderung auf Hektors Verkündigung seines Todes deutet (*X*, 365 f.); dennoch denkt er nicht daran in seiner Erwiderung an Agamemnon, wo er nach Phthia zurückgehen will (*A*, 169 ff.), und nirgends, wo man es erwarten sollte, erwähnt er weiter des ihm drohenden Schicksals. Als er in Sorge nm Patroklos schwebt, erinnert er sich *Σ*, 9 ff. der Weissagung seiner Mutter, dass der

Beste der Myrmidonen noch bei seinem Leben vor Troia fallen werde; nirgendwo sonst, auch da nicht, wo er den Patroklos entsendet, gedenkt er dieser Weissagung, die dem Dichter gerade an jener Stelle gelegen kam. In der Odyssee lässt er die Nausikaa, nachdem diese ihn bekleidet und gespeist und ihm den Weg zum Hause ihres Vaters angedeutet hat, ganz fallen; denn die Stelle, wo sie im achten Buche wieder auftritt, ist eben ein schlechter Zusatz. Nicht anders verhält es sich mit dem Zorn des Poseidon, den der Dichter bloss am Anfange als Motiv benutzt, aber später fallen lässt. Bei Kirchhoff ist freilich die Irrfahrt des Odysseus so grausam beschnitten, dass auf die Geschichte mit Polyphemos nur noch ein Sturm folgt, der seinem Schiffe und seinen Gefährten den Untergang bereitet und ihn nackt und bloss auf Ogygia auswirft, so dass von den Irrfahrten wenig übrig bleibt: aber er hat in der Einleitung unbedacht den Vers (*α*, 7) stehen lassen, der das Verderben der Gefährten ihrem eigenen Frevel, also nicht dem Poseidon, zuschreibt. Wir dürfen dem epischen Dichter noch weniger als dem dramatischen das Recht verkümmern, zu dichterischem Zwecke Motive zu erfinden oder anzuwenden und sie an andern Stellen, wo sie ihm hinderlich sind, fallen zu lassen, vorausgesetzt, dass der Widerspruch nicht die reine Wirkung stört. Im vorliegenden Falle wird niemand daran Anstoss nehmen, dass nach der frühern Darstellung Odysseus in einen abgelebten Greis verwandelt ist; den Besieger der Freier können wir uns unmöglich mehr als einen solchen denken, wenn auch eine Rückverwandlung desselben nicht beschrieben ist. Der Dichter hätte leicht eine solche durch die ihm nahende Athene vollziehen lassen können, aber er hat bei weitem besser daran gethan, dass er an die frühere Verkümmerung seiner Gestalt nicht mehr erinnert, wodurch er auch der Nothwendigkeit überhoben ward, alle sich über die eingetretene Veränderung verwundern zu lassen, was besonders Penelope hätte thun müssen, worunter aber gerade die Wiedererkennungsscene gelitten haben würde. Der Dichter hat sich eben dadurch als einsichtigen Künstler erwiesen, dass er die Verwandlung in einen abgelebten Greis einfach fallen liess.

Als Penelope Odysseus gegenüber sitzt, wird es ihr so wunderlich zu Muthe, dass sie kein Wort zu sprechen, ja ihm nicht ins Gesicht zu sehen wagt. Vergleicht man V. 93 ff. mit ihrer eigenen Erklärung an Telemachos V. 104 ff., so kann es nicht zweifelhaft sein, dass die wunderlichen Verse 94 f., welche das *τάφος δέ οἱ ἦτορ ἵκανεν* nicht richtig erklären, ein späterer Zusatz sind. Telemachos tadelt heftig die Mutter, dass sie so still da sitze, nicht

den nach so langen Jahren Wiedergeschenkten freudig anerkenne und begrüsse. Dass hier und im Folgenden gar kein Gedanke an die Greisengestalt vorhalte, darin hat Kirchhoff Recht, uur folgt eben nicht im geringsten daraus, was er daraus ableitet. Penelope entschuldigt sich mit der Unmöglichkeit rascher Entscheidung, indem sie ihre Anerkennung von untrüglichen Zeichen abhängig macht, die ihnen beiden bewusst seien. Odysseus, der ihr Recht geben muss, lächelt und beruhigt den Telemachos; seine Mutter wolle sich nur völlig versichern, dass er es sei, bald werde sie es sicher wissen. Er will der Penelope Zeit lassen, und deshalb lenkt er die Betrachtung auf etwas anderes, was sie jetzt thun müssen; sie sollen einen Reigentanz aufführen, dass man draussen nichts von der Ermordung der Freier ahne. Wir müssen gestehen, dass ein Reigentanz während der Anwesenheit der Penelope im Saale uns ebenso uupassend scheint, als die Begründung desselben. Odysseus, der die Wiedererkennung der Gattin erwartet, kann nicht mittlerweile eine Maassregel treffen, an deren Nothwendigkeit zu denken dem Zuhörer durchaus ferne liegt. Diese ganze Partie von dem Tanze kann nur als Vorbereitung des später der Odyssee angehängten Schlusses gedichtet sein. Und wie sollte Odysseus gerade jetzt darauf kommen, da die Erwähnung der Wiedererkennungszeichen ihn gerade darauf bringen müsste, es mit diesen zu versuchen, thäte es nicht eben Penelope selbst, die, als lasse sie die Entscheidung vorläufig auf sich beruhen, einen scheinbar damit gar nicht zusammenhängenden, nur auf freundliche Aufnahme deuteuden Befehl ertheilt. Es kann uicht im geringsten zweifelhaft sein, dass auf V. 110 unmittelbar die wirkliche Versuchung mit den Wiedererkennungszeichen V. 176 folgen muss uud, wie so häufig in den Homerischen Gedichten, zwei enge zusammengehörende Verse durch eine ganz ungehörige Zwischendichtung getrennt sind, wie z. B. ι, 517 von dem nur wenig veränderten Verse 537, wo die Ausführung des *ἵνα τοι πὰρ ξείνια θείω* unmittelbar folgt, ϱ, 408 von der unmittelbar darauf folgenden Ausführung der Drohung 462. Unbegreiflich ist nur, wie Kirchhoff nach seiner schönen Entdeckung die Möglichkeit zugeben, ja es sogar für richtiger halten kann, dass die Interpolation bloss V. 117—170 umfasst habe, wogegen schon der einfache Umstand entscheidend spricht, dass der harte Ausdruck V. 172 unmöglich in derselben Rede stehen kann mit der Aeusserung V. 113 f., in welcher Odysseus der Penelope ihr Zaudern gar nicht übel nimmt, der Unangemessenheit der V. 171—176 gar nicht zu gedenken.

Sehen wir aber, was die eingeschobene Stelle hauptsächlich

enthält, [1]) so ist es gerade der Reigentanz, der mit Bezug auf den Schluss der Odyssee erfunden wurde. Der Vorschlag dazu konnte nur von Odysseus ausgehen; daher musste dieser auf die von Penelope schon zurückgewiesene Rede des Telemachos einiges erwiedern, er musste den Sohn beruhigen und der Penelope Zeit lassen sich zu erklären, um sodann daran seinen Vorschlag anzuknüpfen. Aber da nun Odysseus nicht sofort wieder das Gespräch mit Penelope anknüpfen konnte, so galt es für ihn eine neue Lage herbeizuführen, auch *er* musste sich entfernen und zurückkehren, wozu sich kaum eine passendere Veranlassung finden liess, als dass er ein Bad nahm und reine Kleider anzog. Nach seiner Rückkehr musste er denn, da Penelope noch immer nicht sich ihm nähern wollte, ernstlich sich beklagen. Es ist demnach klar, dass das Bad des Odysseus keineswegs deshalb eingeschoben wurde, damit eine Art Verwandlung des Odysseus erfolge, die viel leichter in derselben Weise hätte geschehen können, wie im sechzehnten Buche, wo Odysseus deshalb aus dem Saale in den Hof geht. Der Dichter dieser Einschiebung hatte gar keine Ahnung, einer seiner Zuhörer werde es auffallend finden, dass dem Odysseus nicht ausdrücklich seine vorige Wohlgestalt zurückgegeben, die widerwärtige Erscheinung des kahlköpfigen Greises vor der Erkennung weggeschafft werde. So kann auch Kirchhoff nicht wagen, seine Annahme einer wesentlich verschiedenen ältern Darstellung, in welcher Odysseus überhaupt nicht von Athene verwandelt worden war, durch die Nachweisung dieser Interpolation zu schützen, die eben nicht des Bades wegen eingeschoben worden ist. Wie wenig das, was er sonst für jene Annahme beigebracht hat, diese als berechtigt erscheinen lässt, haben wir oben gesehen. Auffallen aber muss es, dass er eine Stelle, deren Interpolation er selbst später nachweist, vorab für seine Zwecke auszubeuten bemüht ist.

Viel unglücklicher ist sein weiterer Versuch, einen auf zwei verschiedene Darstellungen deutenden Widerspruch im zweiten Theile der Odyssee nachzuweisen. Kirchhoff erklärt sich entschieden gegen die schon von Aristarchos anerkannte Unechtheit der Stelle π, 281

[1]) Mit Recht hat Kirchhoff hervorgehoben, dass die Wiederholung derselben Verse 100—102 und 168—170 unmöglich ursprünglich sein könne. Scheinbar liegt es am nächsten, die Herübernahme der Verse aus der echten Stelle in die Interpolation anzunehmen, aber da die Verse an der zweiten Stelle natürlicher scheinen als an der ersten, wo wir sie lieber entbehren, so dürften V. 100—103 hier eine spätere gedankenlose Einschiebung aus der interpolirten Stelle sein, in welcher selbst V. 117—130 wohl noch später eingeschoben sind.

—298, un er sucht weitläufig die dafür bis zur letzten Zeit herab beigebrachten Gründe, welche freilich zum Theil höchst seltsam sind oder auf Missverständniss beruhen, zu widerlegen. Aber schon *ein* durchschlagender Grund genügt, und ein solcher scheint mir in Folgendem so entschieden, als man verlangen kann, vorzuliegen. Kein halbweg verständiger Dichter wird, wenn er in einer Rede eine Bemerkung mit: „Auch dieses will ich noch bemerken", eingeführt hat, in derselben Rede eine andere mit derselben Formel hinzufügen. Und dieses ist hier wirklich der Fall; denn den bekannten Formelvers ἄλλο δέ τοι ἐρέω u. s. w. haben wir hier in derselben Rede zweimal (281. 299), was sonst bei Homer sich natürlich nirgend findet. Bei einem Manne von Kirchhoffs Geschmack wäre die Bemerkung, welche er hiergegen macht (S. 172): „Das kann aber wohl sehr zufällig sein und beweist durchaus nicht, dass der Dichter es sich nicht habe beikommen lassen dürfen, einen Redner dieselbe Formel (vielmehr denselben Formelvers, und welchen!) in derselben Rede zweimal oder mehrere Male brauchen zu lassen" — eine solche allen Sinn für Angemessenheit verleugnende Bemerkung wäre bei ihm völlig unbegreiflich, gälte es ihm nicht, um jeden Preis die betreffenden Verse zu halten, um sie zu seinem Beweise zu verwenden. Nachdem er alle sonst gegen die Echtheit vorgebrachten Gründe widerlegt zu haben glaubt, tritt er den Beweis an, dass die Verse hier ursprünglich, dagegen an die andere Stelle τ, 4—13 weniger passend übertragen seien. Aber auch hier scheint mir ein Punkt, dessen Bedeutung Kirchhoff nicht erwogen hat, die Sache mit *einem* Schlage zu entscheiden. In Buch π beginnt Odysseus: „Wenn mir Athene es in den Sinn geben wird, werde ich mit dem Kopfe winken; du aber, wenn du dieses bemerkest, u. s. w."; dagegen winkt Odysseus τ, 2 nicht, sondern sagt dem Telemachos, was er thun solle. Durch einen Wink gibt man nur dann seinen Willen zu erkennen, wenn man verhindern will, dass die Anwesenden oder wenigstens einer von ihnen, es merken sollen, wie z. B. Odysseus mit den Augenbrauen den Gefährten zu weinen verbietet, um nicht durch Worte dem Kyklopen seine Anwesenheit zu verrathen (ι, 468 f.). Nun aber kann Athene nur dann dem Odysseus diesen Befehl an Telemachos in den Sinn geben, wenn keiner der Freier noch sonst einer, der die Sache ihnen melden könnte, zugegen ist, so dass also das Winken sich als ganz ungehörig ergibt. Aber π, 283 konnte eben der Dichter den Odysseus nicht sagen lassen: „Dann werde ich also zu dir sprechen", da es sinnlos wäre, wollte Odysseus dem Sohne verkünden, was er ihm dann sagen werde; aber

im Grunde ist freilich auch so die ganze Ausführung in π sinnlos genug, da ja kein Grund vorliegt, dem Telemachos schon jetzt zu sagen, was er dann ihm befehlen werde, da er es im betreffenden Falle noch immer zeitig genug thun kann. Offenbar denkt sich der Dichter dieser Verse, Odysseus sage ihm dies jetzt, damit er seinen Wink verstehe, wobei aber eben die falsche Vorstellung zu Grunde liegt, Athene könne ihm diesen Befehl in einem Augenblick in den Sinn geben, worin es wegen der Anwesenheit der Freier oder anderer diesen gewogener Personen gefährlich sei, mit offenen Worten denselben auszusprechen. In τ entspringt der Befehl aus den Verhältnissen, er ist eine Frucht des Augenblicks; die Sache so lange den Odysseus vorhersehen zu lassen, ist so ungeschickt als möglich, und diese Ungeschicktheit wird dadurch aufs höchste gesteigert, dass dieser Gedanke sich zwischen die zwei eng zusammengehörenden Befehle, erstens durch nichts sich reizen zu lassen, vor der Zeit ihn zu verrathen, zweitens selbst auch dem Laertes und der Penelope nichts zu entdecken, wie ein spaltender Keil schiebt. Betrachten wir aber noch zum Ueberflusse die Gründe, welche Kirchhoff zum Beweise beibringt, dass τ, 4 ff. aus π, 281 ff. herübergenommen seien.[1]) Der Ausdruck κατθέμεν εἴσω sei geradezu unverständlich. Aber wenn Odysseus, der im Männersaale allein mit Telemachos zurückgeblieben ist, dem Sohne sagt: „Du musst die Waffen hereinschaffen", so versteht sich von selbst, dass hier nur von Waffen die Rede ist, die er vor sich sieht, und dass εἴσω auf das innere Haus geht; wohin die Waffen eigentlich gehören, brauchte er ihm nicht erst zu sagen. In π mussten natürlich die Waffen und der Ort, wo sie sich befinden, näher bezeichnet werden, und da diese Bestimmung allein einen ganzen Vers ausfüllte, τ, 4 ff. aber möglichst wörtlich benutzt werden musste, so ergab sich von selbst, dass κατθέμεν εἴσω zu einem ganzen, freilich viel genauer bestimmenden Verse erweitert werden musste. Ferner nimmt er daran Austoss, dass τ, 4 das Objekt σέ fehlt. Als ob nicht der Ausfall des Personalpronomens als Objekt bei Homer so ungemein häufig wäre und sich nicht auch bei χρή fände, wie ζ, 207. κ, 490. Δ, 57. Ι, 309. Ν, 235. Hier ist

---

[1]) Wenn wir π, 291 ἐνὶ φρεσὶ θῆκε Κρονίων statt τ, 10 ἐνὶ φρεσὶν ἔμβαλε δαίμων lesen, so ist dieses nach den ähnlichen Fällen zu beurtheilen, wo in sonst ganz gleichen Stellen in Folge getrübter Ueberlieferung eine kleine Variante sich zeigt (vgl. meine Anmerkungen zu ν, 135. ξ, 329. 331. υ, 286), hat nicht die geringste Bedeutung für unsere Frage. Ohne Zweifel hat hier π die ursprüngliche Fassung erhalten, die in τ getrübt erscheint.

die Beziehung nach der unmittelbar vorhergehenden Anrede selbstverständlich, mag Kirchhoff es auch noch so entschieden leugnen, weil er den Versen, die wir freilich auch nicht als durchaus musterhaft gelten lassen, etwas anhaben will. Wie viel stärker ist der Ausfall des *σέ* *Z*, 124: *Οὐ γάρ ποτ' ὄπωπα μάχῃ ἔνι κυδιανείρῃ?* Da *π*, 285 der weniger drängende imperativische Infinitiv steht, so war hier freilich eine solche an sich ganz unanstössige Ellipse nicht nöthig. Kirchhoffs weiterer Anstoss, dass Odysseus *τ*, 4 f. gar nicht sage, weshalb Telemachos die Waffen entfernen soll, ist doch gar zu hinfällig. Der Dichter setzt eben voraus, dass Telemachos, der weiss, das Odysseus sich an den Freiern rächen will, so viel Verstand habe, um diese Vorsichtsmaassregel damit in Verbindung zu bringen. Auch in *π* wird die besondere Absicht dieses Befehls nicht an der Stelle angegeben, wo wir sie nach Homerischer Weise erwarten müssten, nämlich nach *πάντα μάλ'*. Freilich wird am Schlusse der Befehl hinzugefügt, für sie beide möge er zwei Rüstungen zurücklassen, dass sie darauf losstürzend sie ergriffen, und jene werde dann Athene verblenden und Zeus. Aber wie konnte Kirchhoff übersehen, dass gerade diese Verse, die auch den Rachoplan gegen die Freier voraussetzen, sich deutlich als das Machwerk des schwächsten Versmachers darstellen? Doch wie sollte er sie auf der Goldwage strenger Kritik wägen, da sie ihm so höchst willkommen sind, um eine verschiedene Vorstellung im zweiten Theile des Gedichtes nachzuweisen! Wie höchst ungeschickt wäre der bisher noch gar nicht bezeichnete Kampf mit den Freiern durch die Worte, „dass wir losstürzend sie (die Rüstung) ergreifen" angedeutet! Und müsste nicht darauf gerade der dadurch bedingte Mangel der Freier an Waffen hervorgehoben werden! Statt dessen wird der *Verblendung* der Freier auf wunderliche Weise gedacht, bei welcher ja Waffen in den Händen der Freier gar keinen Schaden thun würden. Und wie ungeschickt, ja gerade albern erscheint es, dass nach dem entschiedenen *πάντα μάλ'* V. 286 nun auf einmal je zwei Schwerter, Spiesse und Schilde zurückgelassen werden sollen, was gar nicht zur Entschuldigung des Telemachos stimmen würde, dass er um die Waffen zu schonen, sie fortbringe! Und könnten sich die Freier nicht ebenso gut der an den Wänden zurückgelassenen beiden Rüstungen bemächtigen als Odysseus und Telemachos, für die es viel vortheilhafter war, wenn alle Waffen an *einen* Ort gebracht waren, wo sie dieselben leicht holen konnten? Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass diese Zurücklassung zweier Rüstungen V. 295—298 gar nicht zu dem Fortschaffen aller Waffen stimmt und ein gedankenloser Zusatz

ist, der wahrscheinlich von demjenigen stammt, der hier aus τ, 4 ff. das Wegbringen der Rüstungen einscheb. Kirchhoff stellt die Sache geradezu auf den Kopf; die Verse sollen in Buch π mit Einschluss der auf die zurückzulassenden Waffen bezüglichen ursprünglich, dagegen in Buch τ eingeschoben sein mit Ausnahme der vier Verse 295—298, weil beim wirklichen Freiermorde Telemachos die Rüstungen für den Vater und sich aus der Waffenkammer holt. Freilich meint Kirchhoff die Annahme einer Interpolation von V. 295—298 dadurch abzufertigen, dass sich kein Grund auch nur ersinnen lasse, der eine solche veranlasst haben könnte, indem er den Grundsatz aufstellt, es streite wider alle Regeln einer besonnenen und vernünftigen Methode, Interpolationen anzunehmen, für welche eine denkbare Veranlassung zur Interpolation nicht nachweisbar sei. Wir können diesen Grundsatz nicht anerkennen; wo die Unzuträglichkeit entschieden zu Tage tritt, eine Stelle unmöglich von demselben Dichter im Zusammenhange mit einer andern gedacht sein kann, ist der Schluss auf eine Interpolation ein berechtigter, wenn nicht eine andere wahrscheinlichere Veranlassung der Verbindung der gegeneinander streitenden Stellen sich nachweisen lässt; die Veranlassung zur Interpolation zu entdecken, gelingt freilich meist, aber die Thatsache selbst wird dadurch um nichts beglaubigter. Auch hier entdecken wir leicht die Veranlassung zur Hinzufügung jener albernen vier Verse; der Rhapsode, der mit seinem ἄλλο δέ τοι ἐρέω die Fortschaffung der Waffen in π einschob, oder einer, der diese Interpolation schon vorfand, kam auf den einfältigen Gedanken, Odysseus müsse wenigstens für sich und Telemaches eine Rüstung hängen lassen, und er führte diesen Gedanken ebenso einfältig aus. Kirchhoff hat freilich ganz Recht, dass die Stellen in Buch χ, worin der Fortschaffung der Waffen gedacht wird, eingeschoben sind, ja wir geben auch τ, 2—52 als eine Interpolation preis, die sich deutlich auch durch die Art ausscheidet, wie der Interpolator mit denselben Versen die Fortsetzung anknüpft, an die er die Interpolation selbst anschloss, aber daraus folgt mit nichten, dass π, 281—298 echt seien, vielmehr ist diese Stelle erst aus der Interpolation von Buch τ geflossen. Damit stürzt denn auch hier das ganze mit solcher Mühe und so unbegreiflicher Verleugnung alles gesunden Sinnes von Kirchhoff aufgerichtete Gebäude zusammen; es ist hier keine verschiedene Verstellung verschiedener Dichter, sondern alles, was so unzweckmässig von des Odysseus Befehl an Telemachos, die Waffen fortzuschaffen, in der Odyssee sich findet, ist dem ursprünglichen Gedichte fremd, dieser Befehl zuerst in Buch τ interpolirt, worauf dann später die

Interpolationen in Buch π und χ gepfropft wurden, wenn man auch freilich die in letzterm dem ersten Interpolator selbst zuschreiben kann. Wenn Kirchhoff keinen Grund sich denken zu können behauptet, wodurch jemand π, 281—298 einzuschieben veranlasst worden sei, so geht er von der falschen Ansicht aus, τ, 4—52 sei später eingeschoben; hält man diese für eine frühere Einschiebung, wie man thun muss, wenn man nicht alle Grundsätze gesunder Kritik leidenschaftlichem Vorurtheile zum Opfer bringt, so ist es sehr erklärlich, dass ein Rhapsode in π auf den unglücklichen Gedanken kam, schon hier müsse Odysseus neben den andern Vorsichtsmaassregeln, die er dem Telemachos empfiehlt, die Fortschaffung der Waffen ins Auge fassen. Für die Annahme, dass π und χ ursprünglich selbständige und von einander unabhängige Lieder gewesen, liegt eben nur die Stelle π, 281—298 vor, welche eine so entschiedene Interpolation ist, wie im Homer nur irgend eine zu finden, so dass wir hier ganz denselben Fall wie in α haben, wo Kirchhoffs Beweis auf eben so morscher Grundlage beruht, nur dass er dort die Albernheit anerkennt, sie aber seinem jüngern Bearbeiter zuschreibt, wogegen er sie hier vertheidigt, um eine ursprüngliche Verschiedenheit zweier selbständiger Lieder zu gewinnen, und τ, 4—52 dem jüngern Bearbeiter, wenn auch nicht mit Sicherheit, doch mit grosser Wahrscheinlichkeit zuzuweisen.

4.

Wir haben die Beweise erschöpft, welche Kirchhoff für seinen jüngern Bearbeiter und die darauf beruhende wunderliche Zusammenarbeitung der Odyssee beigebracht hat. Waren die Beobachtungen, von denen er ausgeht, auch meist richtig, so konnten wir seine daraus gezogenen Schlüsse doch nur für willkürlich halten, da eine viel einfachere Lösung sich von selbst darbot, und ein paar Grundsätze über epische Kunst, auf die er sich stützt, mussten wir entschieden zurückweisen; aber bei ihm steht eben die Thatsache eines jüngern Bearbeiters einmal fest, und mit leidenschaftlicher Hast bemächtigt er sich jedes Punktes, der irgend zum Beweise seines durch die ganze Odyssee verfolgten wunderlichen Unbekannten ausgebeutet werden kann. Wir haben keinen einzigen stichhaltigen Grund zu einer solchen Annahme, dagegen die wunderlichsten Missurtheile und einen fast fabelhaften Widerwillen gegen Interpolationen, diese verhängnissvollen Zerstörer seines leidigen Luftbildes, gefunden. Wir können uns hiernach die Mühe

ersparen, auf die Auflösung der Odyssee, wie sie in seiner Textausgabe vorliegt, und die dazu gehörigen Erläuterungen, die eben keine Beweise geben sollen, genauer einzugehen. Nur auf wenige Punkte schliesslich hinzudeuten sei uns gestattet.

Der alte Nostos, wie ihn Kirchhoff aufstellt, enthält noch gar manches, was gerechten Anstoss erregt, aber von dem sonst so strengen Kritiker ruhig an Ort und Stelle belassen wird, wie eine Vergleichung der von ihm zu diesem Gedichte zusammengestellten Stücke mit meiner Ausgabe ergibt. Selbst die dichterisch so höchst matte, jedenfalls sehr späte Eindichtung von Poseidons Bestrafung der Phäaken wird diesem urechten Kerne der Odyssee zugewiesen. Die Rückreise der Phäaken liegt ganz ausserhalb des Kreises der Heimkehr des Dulders Odysseus, den wir uns freuen endlich auf Ithakas väterlichem Boden wieder ruhen zu sehen. Aber auch die ganze Beschreibung des Hafens Phorkys mit seiner Grotte und der Stelle, wo die Schätze niedergelegt werden, gehört nicht hierher; begründet wird sie nur durch die folgende Scene mit Athene, die aber Kirchhoff gewaltsam davon abreisst, indem er mit ν, 185 den spätern Fortsetzer eintreten lässt, der freilich auf diese Weise glücklich genug ist, leicht anzuknüpfen, da der alte Dichter zu seinem Vortheil die Erzählung weiter geführt hat, als er eigentlich sollte. Lassen wir das durchaus schlechte Machwerk ν, 125—187 aus, so verliert der alte Nostos seinen Schluss und die Fortsetzung ihren Anfang. Kirchhoff musste den ersten mit ν, 95 schliessen, die andere mit ν, 96 beginnen und das leidige Flickwerk ausfallen lassen. Freilich auch Köchly fühlt nicht die Schwäche dieses Stückes, und Müllenhoff ist dieses Märchen gerade sehr recht. Dass ein ähnliches Märchen auf alter Dichtung beruhe, wollen wir nicht leugnen, aber hier steht es eben nicht an seiner Stelle, und man muss sich selbst verblenden, um nicht die durchaus schlechte Ausführung zu bemerken, die Lehrs unumwunden anerkennt. Auch eine andere dichterisch sehr schwache, des alten Nostos völlig unwürdige Stele hat Kirchhoff wenigstens theilweise diesem aufgebürdet, λ, 333—353, woran er sodann ν, 7 ff. anschliesst. Nach der Erzählung des Odysseus an Arete erwarten wir, dass diese, wenn sie überhaupt sich äussert, und nicht, wie es der wirkliche Dichter that, den Kirchhoff hier unverantwortlich entstellt, ohne weiteres den Dienerinnen befiehlt, das Lager dem Fremden zu bereiten, wir erwarten, dass diese ihren Antheil an seinem Unglück zu erkennen gibt, nicht seine Schönheit und Klugheit bei den Vornehmen herausstreicht, um diese zur Entsendung mit reichen Geschenken zu bestimmen. Kirchhoff thut aber hier nicht allein dem

alten Dichter schweres Unrecht, sondern auch dem schlechten Eindichter, der die Stelle λ, 328—385 sich als eine Unterbrechung der langen Erzählung gedacht und ausgeführt hatte, sich aber gefallen lassen muss, dass unser Kritiker sie zerreisst und den ersten Theil bis 353 dem alten Nostos, den andern einem andern Gedichte zuweist. Die Willkür erreicht hier in der Annahme der wunderlichsten Zufälligkeiten ihren Gipfel. Und wie kann Kirchhoff es wagen, den offenbar die Rede abschliessenden Versen λ, 352 f. die eiuen andern Anfang der Rede fordernden Verse ν, 7 ff. folgen zu lassen, wo das *ὑμέων δ' ἀνδρὶ ἑκάστῳ ἐφιέμενος τάδε εἴρω* gar schlecht stimmt zu *πομπὴ δ' ἄνδρεσσι μελήσει πᾶσι, μάλιστα δ' ἐμοί.* Gar nicht fällt es Kirchhoff ein, dass in seinem alten Nostos nirgendwo eines Sängers gedacht wird und doch Alkinoos ν, 9 den Vornehmeu sagt, dass sie in seinem Palaste den Sänger hören. Und wie ungeschickt wird die Rede, wenn Alkinoos auf die Verkündigung dessen, was er sagen will, nach Kirchhoff ein ungefüges *τῷ ξείνῳ δῶμεν* u. s. w. oder etwas ähnliches folgen lassen soll. Ein solches *mixtum compositum*, wie es Kirchhoff hier dem alten Nostos einpfropft, ist desselben völlig unwürdig und nur aus dessen verzweifelter Anstrengung erklärlich, um jeden Preis eine seiner Annahme entsprechende Fortsetzung des Nostos nach der ersten Erklärung des Odysseus heranszuklauben.

Statt Eindichtungen zuzugeben, die doch an sich so natürlich sind, liebt er es, möglichst Stücke anderer Gesänge anzunehmen, die in unsere Odyssee hereingepresst worden. So soll η, 103—131 ein solches Stück sein, obgleich gerade diese Stelle zu einer solchen Eindichtung reizen musste. Als eine wirkliche grössere Eindichtung, die nicht von seinem jüngern Bearbeiter ausgegangen, hatte er früher η, 18—83 betrachtet, welche Verse er der Peisistratidenrecension zuschrieb, [1] während er jetzt dio damals nur daneben angedeutete Meinung vorzieht, die Stelle gehöre dem jüngern Bearbeiter, der das abweichende Motiv einer ältern Dichtung dadurch mit der Darstellung des alten Nostos habe verbinden wollen, nur V. 79—81 und, weil sie jünger seien als die Hesiodischen Eöen, V. 56—68 gehörten einer Attischen Interpolation an. Gehen wir auf diesen Punkt näher an. Nach dem Schol. Od. η, 74 *hielt* Hesiodos die Arete für die Schwester des Alkinoos. Das seltsame *ὑπέλαβε* legt die Vermuthung nahe, dass hier der Name des

[1]) Wenn er meint, der Interpolator habe die anstössige Ehe zwischen Geschwistern dadurch beseitigen wollen, so übersieht er, dass die zwischen den Söhnen und den Töchtern des Aeolos κ, 6 ff. unangefochten stehen blieb.

Hesiodos, wie auch sonst mehrfach, verschrieben sei. Kirchhoff setzt dieses ohne weiteres in die Eöe, welche die Genealogie des Hauses des Odysseus und dessen Irrfahrten dargestellt habe. Warum sollte aber die Erwähnung der Arete nothwendig in den Eöen und zwar in der Eöe von des Odysseus Stammbaum stehen? Konnte nicht Arete in einer Eöe der Periboia erwähnt werden, und wer steht uns dafür, dass diese Eöe nicht jüngern Ursprungs war, da zu Einschiebungen eben keine andere Dichtung so gelegen war? Und was folgt daraus, wenn wirklich ein Hesiodischer Dichter die Arete zur Schwester des Alkinoos machte? Weichen diese Dichter auch nicht sonst von den Angaben Homers ab, und konnte nicht gerade diese Abweichung sich auf falsche Auslegung von η, 54 f. stützen? Ich sage eine falsche; denn es hindert nichts τοκῆες hier für die Stammeltern zu fassen, in welchem Sinne das Wort unzweifelhaft Υ, 203 steht, wie der folgende Vers unwidersprochlich zeigt, wonach denn auch τέκον auf die mittelbare Abkunft sich beziehen muss. Ist es nicht viel stärker, wenn es υ, 202 von Zeus heisst, er zeuge selbst die Männer, wo von der mittelbaren Abstammung der Heroen die Rede ist. Wie wäre es denkbar, dass ein Rhapsode, dem bloss die Verse 55 f. vorgelegen hätten, daran eine damit in Widerspruch stehende Genealogie geknüpft hätte, während der ursprüngliche Dichter, da er τοκῆες und τέκον im mittelbaren Sinne nahm, dies ohne Anstand thun konnte. Und wie mag Kirchhoff im Ernst daran denken, dass der Dichter sich damit begnügt haben sollte, Arete so weitschweifig als Schwester des Alkinoos zu bezeichnen, ohne ihrer Abkunft näher zu gedenken, dass er auf diese Bezeichnung sofort, wie er meint, habe folgen lassen κείνη γὰρ περὶ κῆρι τετίμηται, wo ich sein γὰρ eben nicht verstehen kann. Dazu kommt, dass Arete wirklich η, 146 als Tochter des Rhexenor bezeichnet wird. Freilich weiss sich Kirchhoff leicht zu helfen; er lässt den Vers fallen und den Odysseus seine Anrede ohne weiteres beginnen:

Σόν τε πόσιν σά τε γούναθ' ἱκάνω πολλὰ μογήσας,

als ob es nicht der allerärgste Verstoss wäre, den Homer eine Rede ohne eine förmliche Anrede, hier, wenn er den Namen der Königin noch nicht wissen sollte, ein βασίλεια, wie η, 241. ν, 59, oder ein ἄνασσα, wie ζ, 149, beginnen zu lassen. Köchly nimmt dagegen auf gut Glück an, in der Rede der Nausikaa habe diese auch der Abkunft der Arete gedacht, und er schiebt zwischen V. 305 und 306 den Vers η, 147 ein, so ungehörig, wie möglich, und ohne den Ausfall des Verses irgend genügend begründen zu

können. Nur den Namen des Vaters nennt Nausikaa mehrfach dem Odysseus, den der Königin zu nennen und gerade auf sie den Odysseus hinzuweisen, sparte der Dichter der Athene auf. In der Verwerfung von η, 18—83 stimmt Köchly Kirchheff bei, nur dass er 43—45 beibehält und aus 80—83 zwei Verse macht. Die lange Genealogie, meint er, wäre ζ, 7 ff. eher an der Stelle gewesen, hier sei sie unnütz. Aber dem Mädchen, dessen Relle hier die Göttin spielt, steht diese weitläufige Erzählung, welche den Stolz auf das heimische Königsgeschlecht bezeichuet, sehr wohl an, und ist es nur Köchlys Schuld, wenn er bei ihrer Rede bloss an die Göttin und das, was dem Odysseus nützlich ist, denkt. Der epische Dichter lässt eben Athene ganz in der Weise einer jungen Phäakerin sprechen. Den Namen und die Abkunft der Arete muss Odysseus jedenfalls wissen, um diese gebührend anreden zu können, und wenn Nausikaa, die bei so manchem, was sie zu sagen hatte, es unterlassen hat, se tritt Athene hier eben ergänzend ein. An V. 31—36 nimmt freilich Köchly mit Recht Anstoss, aber sie scheiden sich leicht als ungehörig aus. Auch seinen Ausstellungen gegen V. 69—74 wollen wir nicht widersprechen; durch ihren Wegfall gewinnt die Rede. Wenn aber Köchly meint, es sei unnöthig gewesen, die Göttin vom Olymp zu bemühen, da, wie Nausikaa gesagt habe, der Palast leicht erkennbar sei, und ein Kind ihn leicht dorthin führen könne, so übersieht er, dass dech Nausikaa (V. 299 f.) ihn selbst anweist, nach dem Palaste des Alkinoos zu fragen, und wenn V. 300—302 damit nicht stimmen sellten, eben nur diese Verse zur Hebung des Anstosses zu streichen seien, was uns gerade nicht widerstrebt. Höchst unbesonnen aber fragt er, warum die Göttin, hätte sie sich die Mühe machen wellen, ihn in die Stadt zu führen, nech die Nausikaa bemühe, und sie nicht gleich am Meere ihm begegne und den Weg zeige. Der Dulder Odysseus sollte eben durch die Königstochter Speise, Trank und Kleider empfangen und durch ihre freundliche Aufnahme ermuthigt werden, sie sollte (und sie konnte es am besten) die Hoffnung in seiner Brust stärken, dass man ihn nach Hause entsenden werde. Hätte Athene ihm am Meeresufer begegnen sellen, so musste sie dies doch unter irgend einer besondern Gestalt thun, wozu sich kaum eine bessere ergab, als die der Königstochter. Und weshalb sellte nicht Nausikaa selbst auftreten? Das epische Gedicht ist ja keine geradlinige Prosa, worin es bloss die auf kürzestem Wege sich bewerkstelligende Handlung gilt; anmuthige Geschichten und frische Lebensbilder sind seine helden Blüthen. Freuen wir uns des Dichters, der sich nicht begnügte,

den Odysseus auf kürzestem Wege in die Stadt und in des Alkinoos Haus zu führen, der uns das idyllische Lebensbild der mit Erlaubniss der Eltern in Begleitung der Dienerinnen zur Wäsche ausziehenden, selbst mitwaschenden, sich am Spiele erfreuenden Königstochter so lebensvoll darstellte, uns ihr anmuthig würdiges Verhalten dem gescheiterten Manne gegenüber schilderte und auch in der jungen Phäakerin, deren Gestalt Athene annimmt, ein naives Charakterbild entwarf. Dass er die Göttin zu viel bemühe, darf man dem Dichter nicht vorrücken. Freilich glauben wir nicht, dass er, da er die Absicht hatte, Athene noch weiter einwirken zu lassen, diese, nachdem sie der Nausikaa im Traum erschienen war, wieder zum Olymp zurückgehen liess, sondern wir halten mit Köchly die an sich schönen Verse 41—47 für eine spätere Ausschmückung, in welcher das ὅϑι φασί sonderbar auffällt, während Kirchhoff in seinem entschiedenen Widerwillen gegen Interpolationen sie ruhig durchgehen lässt. Auch η, 78 ff. ist die Erwähnung, wohin Athene ging, ohne Zweifel spätere, wohl Attische Zuthat; ursprünglich schloss sich etwa an ἀπεβήσετο unmittelbar αὐτὰρ Ὀδυσσεύς an, obgleich sonst nach ὥς — ἀπεβήσετο immer τὸν δ' ἔλιπ' αὐτοῦ, nie ein vokalisch anlautendes Wort folgt.

Auf die von Kirchhoff angenommene spätere Fortsetzung des alten Nostos, die er bis ψ, 296 gehen lässt, wo auch die Alexandriner die echte Odyssee schlossen, können wir hier nicht eingehen, weil dazu eine Ausscheidung der zur Telemachie gehörenden Stellen nöthig wäre, durch deren Einschiebung nach Kirchhoffs Ansicht der jüngere Bearbeiter zu vielen Einschiebungen und Aenderungen veranlasst wurde. Wir heben nur ein paar Punkte hervor. ν, 412—428 betrachtet er als einen durch die Einfügung der Telemachie nöthig gewordenen Einschub des jüngern Bearbeiters, der dagegen eine Stelle habe fallen lassen, worin Athene versprochen, den Telemachos aus der Stadt zum Eumaios zu bescheiden; ν, 440 soll Athene wieder zum Olymp gegangen, und nach ξ, 533 von dort herabgestiegen sein und den Telemachos aufgefordert haben, zum Eumaios zu gehen. Eine solche vielfache Bemühung der Göttin war doch unnöthig. Athene konnte dem Telemachos auch den Gedanken eingeben, den Eumaios zu besuchen, ohne dass sie selbst zu ihm kam, ja es dürfte der Homerischen Darstellung nicht widersprechen, wenn Telemachos plötzlich beim Eumaios erschien, ohne dass dessen Aufbruch aus dem Palaste beschrieben wäre. Wenn Kirchhoff ξ, 158—164 (statt 162—164) auswirft, so übersah er, dass dies *unmöglich* angeht, da in dem von ihm beibehaltenen Verse 392 dieser ὅρκος vorausgesetzt wird. In seltsamster Weise

greift er aus dem schlecht angeflickten Schlusse ο, 550—557 ein paar Verse, wie sie ihm eben zur Noth passen, und theilt sie der ältern Fortsetzung des Nostos zu, ohne zu bemerken, wie ungeschickt diese Verse selbst sind. Das τόν deutet auf einen vorangehenden Gegensatz; πόδες φέρον steht freilich mehrfach vom Gehen, aber ein hinzugefügtes προβιβάντα ist recht ungeschickt, wenn auch zum Accusativ wohl eine nähere Bestimmung wie δακρυχέοντα treten kann. π, 121—129 hält Kirchhoff unbedenklich bei, obgleich aus der Frage des Odysseus V. 235 ff. sich ergibt, dass Telemachos noch nicht die Zahl der Freier als eine so ungeheure bezeichnet haben kann, und die Frage des Odysseus, auf welche Telemachos erwiedert, schliesst eine solche Ausführung hier aus. Aber Kirchhoff lässt so manches Ungehörige ruhig stehen, da er eben dem Gedichte keine gleichmässige Prüfung angedeihen lässt. ρ, 31—166 ist ihm ein schlechter Zusatz des jüngern Bearbeiters, aber den ganz verschiedenen Charakter des ersten und zweiten Theiles dieses Stückes übersieht er; denn 31—95, die zur Telemachie gehören, haben einen ganz andern Ton und Charakter, als die folgende sehr schlechte Einschiebung. Auch kann der Homerische Dichter unmöglich den Telemachos so im Hause verschwinden lassen, wie es der Fall wäre, wenn auf V. 30 unmittelbar 167 folgte; wir müssen seine Aufnahme zu Hause erfahren und ihn thätig sehen. Wenn Kirchhoff ρ, 402 auswirft, so würde er dies nicht gewagt haben, hätte er den Homerischen Sprachgebrauch erwogen, auf den ich in meiner Anmerkung zu diesem Verse hingewiesen habe. Der letzte Theil von Buch ρ hat freilich viele Einschaltungen erfahren, aber Kirchhoff beraubt uns durchaus nothwendiger Stücke, wenn er den ganzen Schluss von V. 414 an auswirft; er merkt gar nicht, dass bereits mit V. 409 eine längere Interpolation beginnt. Etwas ganz Albernes bringt er dadurch in den Dichter, dass er nun den Antinoos bloss den Schemel unter dem Tisch herausnehmen, nicht damit werfen lässt, und doch beziehen sich auf diesen Wurf, mit dessen Drohung sich Antinoos nicht begnügen kann, ganz offenbar die von Kirchhoff ganz ruhig belassenen Verse 221 ff. Die Beschickung des Bettlers kann nicht fehlen, noch weniger die Rückkehr des Eumaios übergangen werden. Höchst unglücklich verwirft Kirchhoff σ, 42—59. Wenn Antinoos den Freiern sagt: „Lasst uns rasch die beiden Bettler aneinanderbringen", so kann dieses Aneinanderbringen nicht dadurch geschehen, dass sie alle lachend sich erheben und sich um die Streitenden stellen, sondern es bedarf eines besondern Reizmittels, und gerade dieses Reizmittel, das Antinoos im Sinne

hat und den Freiern in Vorschlag bringt, will Kirchhoff streichen, ohne auch nur irgend einen Grund zu einer solchen Aechtung vorzubringen; er sagt uns nur, dieses Stück sei eingeschoben worden, um die Wurstspende an den Sieger zu motiviren. Freilich lässt Antinoos V. 118 ff. den Odysseus nicht zwischen den Ziegenmagen wählen, aber er gibt ihm einen grossen, den er selbst für den besten hält, da Odysseus bescheiden den versprochenen Magen nicht fordert, sondern sich auf seinen Platz zurückzieht. Wenn Antinoos ihm V. 118 ff. den Magen bringt, so würde dies an einem so übermüthigen Freier höchst auffallen, handelte es sich nicht um ein Versprechen, und Odysseus müsste dafür seinen Dank aussprechen; er dankt aber nur dem Amphinomos, der ihm zwei Brode gibt und ihm zutrinkt. Freilich kann man Bedenken tragen, ob nicht die Stelle von 102—157 spätere Andichtung ist, aber sie setzt auch in diesem Falle einen frühern Vorschlag des Antinoos voraus. Kirchhoff selbst scheidet in Buch σ ausser jenen Versen nur 115 f. 281—301. 303 und 330—332 aus, womit aber eine genau das Gedicht verfolgende Kritik sich nicht begnügen kann, worauf wir hier indess nicht weiter eingehen wollen. Das offenbar Eingeschobene entgeht gar oft auch in dieser ganzen sogenannten Fortsetzung seiner nicht immer aufmerkenden Kritik. Umgekehrt fehlt es nicht an falscher Verdächtigung. So verwirft Kirchhoff die Verse χ, 257—259 als eine gedankenlose Reminiscenz aus 274—276; man überzeugt sich aber leicht, dass gerade das umgekehrte Verhältniss stattfindet. Zuerst schiessen alle Freier fehl; hier war es nun angemessen zu bezeichnen, dass ihre Speere an verschiedenen Stellen des Saales stecken blieben. Zum zweitenmale fehlen die meisten; hier empfahl es sich nur diejenigen zu nennen, die wirklich trafen, wogegen die Angabe, dass vier Speere ebenso in einen Pfeiler in der Wand, in die Thüre, in die Mauer eingedrungen seien, wie eben alle, höchst seltsam sich ausnimmt. Was oben ganz an der Stelle ist und die Sache lebendig veranschaulicht, ist hier lästig und störend, wo es darauf ankommt, wer von den Leuten des Odysseus getroffen wurde. Kein Zweifel, dass V. 274—276 zu streichen, ja auch wohl noch 273, so dass Ἀμφιμέδων δ' ἄρα sich unmittelbar an 272 anschliesst. Kirchhoff, der einmal die Hauptpunkte gewonnen zu haben glaubte, hat eben bei der Aufstellung seiner Odyssee im einzelnen nicht die gehörige Sorgfalt walten lassen, und so nicht allein manches ruhig stehen lassen, was er bei Anwendung derselben strengen Kritik, womit er die von ihm als Beweismittel verwandten Stellen verfolgte, in seiner Ungehörigkeit erkannt haben würde, sondern auch

einzelnes ausgeschieden, ohne eingehende Erwägung, ob der Zusammenhang dessen Entfernung gestatte, ja sogar, wir wir sahen, zuweilen das Eingeschobene stehen lassen, das Echte ausgeschieden. was bei einem Manne von Kirchhoffs treffendem Urtheile und ruhiger Besonnenheit doppelt auffallen muss, während dieselbe Erscheinung bei andern eben nur ihre Geschmack- und Urtheilslosigkeit bezeichnet. Ja wir glauben in der grossen Homerischen Frage nur von einer gleichmässigen, durch kein Vorurtheil beschränkten eindringenden Durcharbeitung des ganzen Homer Heil erwarten zu dürfen; hierzu mögen alle, denen eine entschiedene Lösung der ganzen Frage am Herzen liegt, treulich wirken *viribus unitis!*

II.

Köchlys Herstellung des grossen Liedes von des Odysseus Heimfahrt.

Als ich auf der Augsburger Philologenversammlung die Rednerbühne verliess, auf welcher ich gegen Köchlys glänzende Schaurede über den Zusammenhang und die Bestandtheile der Odyssee in schlichten Worten meine entgegengesetzte Ueberzeugung angedeutet und besonders darauf hingewiesen hatte, dass die neuere Kritik häufig sich auf nachweislich eingeschobene Stellen stütze, reichte mir Köchly die Hand mit einem freundlichen *viribus unitis.* Wie es aber damit gemeint war, sollte ich zu meiner Ueberraschung aus den gedruckten Verhandlungen jener Philologenversammlung ersehen, worin er in einer von der Redaction ihm gestatteten Vorbemerkung zu seinem Vortrage unter anderm sagt, nur der Mangel an Zeit und die Rücksicht auf die nachfolgenden Redner habe ihn bestimmt, auf meine Einwendung keine Antwort zu geben, obgleich sie eben so leicht als kurz gewesen wäre. Meine Erwiederung, die er für ganz unmöglich zu halten scheint, würde nicht ausgeblieben sein, und ihn überzeugt haben, dass seine leichte und kurze Antwort eben nichts weniger als *sans réplique* gewesen wäre. Denn wenn er fortfährt: „Aus Ilias und Odyssee dadurch ein einheitliches Ganze herzustellen, dass man sie „„von der Masse kleiner Einschiebungen befreit, von denen sie durchzogen sind““, das ist einfach deshalb unmöglich, weil zur Herstellung jener Einheit nicht bloss negativ Athetesen, und zwar im allergrössten Massstabe, sondern auch positiv Zusätze und Umdichtungen aller Art nöthig sein würden“, so setzt dies ein naives Missverständniss meiner in der stenographischen Niederschrift [1]) ihm vorliegenden Worte voraus, und die völlige Nichtbeachtung meiner vielfach ausgesprochenen Ansicht über die Homerischen Gedichte. [2]) Ich habe — und das

[1]) Die eben so wenig von Ungenauigkeiten und Fehlern (so lässt sie mich gar von *Gliedern* statt *Liedern* sprechen) frei war, wie die von Köchlys Vortrag. Die Redaction hatte Köchly die ihn betreffende Niederschrift zur Berichtigung vorgelegt, während meine Entgegnung ohne weiteres nach dem stenographischen Bericht nicht zu ihrem Vortheil gegeben wurde.

[2]) Wenn Köchly in gleicher Weise später schreibt, ich habe *confidentius quam cautius* behauptet, *athetesibus unitatem Homericorum carminum restituendam esse,* so würde ich mir eine solche platte Entstellung der Ansicht meines Gegners nicht verzeihen können. Ich weiss

konnte Köchly nicht unbekannt sein — deutlich bei vielen Gelegenheiten ausgesprochen, dass ich jedes der beiden grossen Gedichte aus mehrern grössern und kleinern zusammengesetzt glaube, in meiner Entgegnung aber nur hervorgehoben, dass die neuere Kritik, und auch Köchly, vielfach mit falschen Posten rechne, indem sie auf interpolirte Stellen sich stütze, und daher behauptet, dass erst diese Einschiebungen möglichst ausgeschieden werden müssten, ehe man auf die Frage nach der Einheit und der Komposition sich einlasse. Und dieses halte ich noch heute für das dringendste Bedürfniss. Fast sollte man meinen, es sei manchen Forschern nach Goethes Ausdruck nur um ihre Meinung, nicht um die Sache zu thun, so dass sie nach jedem Beweismittel gierig haschen, ohne zu prüfen, ob der Stein, auf den sie treten, auch fest liege, ob dasjenige, worauf sie sich gründen, nicht etwa ein späteres Einschiebsel sei, das als solches nicht zum Beweise verwandt werden darf. Freilich wird die Sache dadurch sehr schwierig, dass manches Ungehörige auch auf andere Weise, eben durch die Zusammenfügung verschiedener Lieder, entstanden sein kann; aber es gilt eben, sich immer beider Möglichkeiten bewusst zu bleiben, und bei festgerichtetem Blicke auf die unleugbar zahlreichen Einschiebungen wird dieser selbst immer sicherer werden, die Art, wie man bei den Einschiebungen verfuhr, sich immer klarer herausstellen. Ja hierzu gilt es *viribus unitis* zu wirken; denn, mag auch bei den verschiedensten, selbst bei den ganz verkehrtesten Standpunkten, die man in der Homerischen Frage einnimmt, immer etwas für die Sache gewonnen werden, ein förderliches Zusammenwirken steht nicht zu erreichen, wenn die Forscher nach den entgegengesetzten Seiten auseinandergehen, und stattliche Gebäude, auf deren Zinne man sich mit der stolzen Behaglichkeit eines Polykrates wiegt, auf morschem Grunde aufgeführt und für *κτήματα ἐς ἀεί* ausgegeben werden. Derartige Hirngespinnste als das nachzuweisen, was sie sind, ist die Pflicht der Wissenschaft, die sich durch allen dabei aufgewandten Geist und den Namen und das Ansehen ihrer Erfinder nicht blenden lassen darf, ja um so mehr verpflichtet ist, den Irrthum aufzudecken, je grössern Einfluss er durch jene erhält. Dass eine so schwierige Untersuchung nur auf festem Boden sich erhebe, nicht zu ewig wechselnden Wolkengebilden sich verirre, dazu gilt es zu wirken *viribus unitis.*

eben so gut, was ich sage und will, als Köchly, dessen Homerische Versuche Welcker einmal gegen mich ärgerlich als *Windbeuteleien* bezeichnete.

1.

Wenn Kirchhoff von gründlicher Erörterung ihm auffallender Punkte ausgeht, dabei aber unwillkürlich sich durch seine vorgefasste Meinung beeinflussen lässt, so eilt Köchly mit chevaleresker, siegsbewusster Kühnheit ans Werk, das er bei der Ilias schon so glücklich gefördert zu haben glaubt. Nach jenem zu Augsburg im Jahre 1862 gehaltenen Vortrage hat Köchly in drei den Züricher Lektionsverzeichnissen vom Herbst 1862 bis zum Herbst 1863 vorangeschickten Abhandlungen *de Odysseae carminibus* seine Ansicht über den Nostos der Odyssee zu begründen gesucht. Nach dieser besteht der erste Theil der Odyssee aus zwei grössern Gedichten, der *Τηλεμάχου ἀποδημία* (denn er bedient sich mit Vorliebe der gerade nicht musterhaften und nach Ael. V. H. XIII, 13 werthlosen überlieferten jüngern Ueberschriften oder vielmehr einzelner derselben, denen er eine weitere Ausdehnung gibt) und des *Ὀδυσσέως νόστος*. In Bezug auf das erstere trifft er meist mit Hennings zusammen, auf dessen Ansicht im Ganzen ich auch längst gekommen war, nur hält auch er, wie schon bemerkt, *α*, 88—444 für ein Machwerk desjenigen, der die beiden grossen Gedichte zuerst mit einander verknüpft habe; wie er den Anfang des ersten Gedichtes, der hierdurch verdrängt worden sei, sich denke, sagt er nicht. Die zweite Hälfte des Gedichts von *ν*, 187 bis zum Schlusse besteht nach ihm aus acht sämmtlich jüngern Einzelliedern von sehr verschiedenem Werthe. Wir haben es hier mit dem zweiten grössern Liede, dem *Ὀδυσσέως νόστος* zu thun, welcher aus den fünf Rhapsodien *Τὰ περὶ Καλυψοῦς, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Ναυσικάαν, Ὀδυσσέως σύστασις πρὸς Φαίακας, Ἀλκίνου ἀπόλογοι, Ὀδυσσέως ἀπόπλους* sich zusammensetzt. Auch ich schliesse mit der Rückkehr des Odysseus ein grosses Gedicht, setze aber das Ende desselben, wie oben bemerkt, etwas früher; Köchly liess sich durch die märchenhafte Geschichte von Poseidons Rache an den Phäaken bestechen, obgleich die Darstellung derselben höchst mangelhaft ist und die Beschreibung des Hafens des Phorkys sich für jeden, der epische Darstellung kennt, entschieden als Anfang eines neuen Gedichts ergibt, unmöglich an den Schluss eines solchen gehört. „Jede dieser Rhapsodien ist für sich ein künstlerisches Ganzes“, hören wir, „alle aber nichtsdestoweniger harmonisch sich an einander fügend.“ Ein künstlerisches Ganzes setzt die Vollendung in sich selbst voraus, also einen vollständigen Abschluss und Selbständigkeit, ohne Anlehnung an ein anderes Gedicht. So wenig der Akt eines Dramas ein künstlerisches

Ganzes ist, da er nur ein organisches Glied eines solchen ist und sein soll, noch weniger kann dies von einzelnen Rhapsodien gelten, von welchen gar eine einmal die Antwort auf die in der vorigen gestellte Frage enthält. Dass eine Rhapsodie die andere fortsetzt, kann künstlerisch von keiner Bedeutung sein, wenn die einzelnen Rhapsodien sich nicht gegenseitig fordern, mag auch der Zuhörer wohl wünschen, Weiteres über die seinen Antheil erregenden Personen zu wissen. Einen Nachweis der selbständigen Abgeschlossenheit dieser Rhapsodien hat Köchly eben so wenig geführt als die sonderbare Zusammenflickerei seiner letzten Rhapsodie begründet. Wir bemerken hier nur im Allgemeinen gegen Köchlys Aufstellung, dass, wären seine dritte bis fünfte Rhapsodie ursprünglich so zusammengesetzt, wie wir ihm glauben sollen, die jetzige Durcheinanderwürfelnng rein unerklärlich wäre, da daranf weder die Voranstellung der Telemachie noch die Hinzufügung der folgenden Lieder den allergeringsten Einfluss üben konnte; wir erhielten dann eine Zerrüttung, für die gar kein Grund als das wahnwitzige Schalten eines Verrückten denkbar wäre, der aber dennoch wieder so geschickt wirthschaftete, dass er fast alle Flicken zu seiner Narrenjacke verwendete, so dass ein kundiger Schneider sie wieder nothdürftig zu einem Ganzen mit wenigen Löchern zusammensetzen kann. Dazu kommt, dass Stücke des verschiedensten Tones und der abweichendsten Eigenthümlichkeit gewaltsam demselben Dichter beigelegt werden; denn darin ist Köchly eben nicht sehr wählerisch, wenn nur ein Stück sich in den Zusammenhang pressen lässt. Wie es sich mit der einheitlichen Komposition seiner Rhapsodien verhält, werden wir sehen.

Mit den beiden ersten Rhapsodien geht es ohne besondere Schwierigkeit, da hier alles wohl fliesst, nur weniges auszuscheiden ist. Zuerst bleibt der Eingang des Gedichts bestehen, der auf alle fünf Rhapsodien geht, von denen doch jede einzelne ein „künstlerisches Ganzes“ sein soll. Köchly lässt bloss V. 7—9 fallen, während ich V. 5—10 ausscheide. Es galt dem Dichter nur auf die vielen Irrfahrten des Odysseus bis zu seiner Rückkehr hinzudeuten. Derjenige, welcher an den Frevel der Gefährten, durch den diesen die Rückkehr geraubt ward, erinnern wollte, bedurfte eben der Anknüpfung, dass dem Odysseus die Rückkehr der Gefährten am Herzen gelegen, und nur aus diesem Grunde fügte er das sonst ganz unnöthige ἀρνύμενος ἥν τε ψυχήν u. s. w. hinzu, das bei Köchly stehen geblieben ist, obgleich er das, was dadurch eingeführt wird, hat fallen lassen. Die wiederholte Anrufung der Muse ward eben durch die längere Abschweifung nöthig. Weiter lässt Köchly

V. 18 f. aus; aber dadurch erhalten wir den höchst unziemlichen Gedanken: „Alle Götter bestimmten ihm die Heimkehr ausser Poseidon, der immerfort dem Odysseus zürnte.“ Mit der Bestimmung der Götter ist offenbar der Schicksalsbeschluss gemeint, dem keiner der Götter sich widersetzen kann. Der Satz *οὐδ' ἔνθα πεφυγμένος—φίλοισι* führt in freier Weise die Bestimmung des Schicksals weiter aus, ist keineswegs als bestimmter Hinweis zu betrachten, dass auch das Leiden in seiner Heimat in den Bereich des Gedichtes falle. Wenn Köchly behauptet, *θεοὶ δ'—νόσφι Ποσειδάωνος* müsse man nach der jetzigen Verbindung auf die Zeit der Rückkehr *μετὰ οἷσι φίλοισι* beziehen, so zeigt dies nur, wie wenig er um Gründe verlegen ist. Den Nachsatz bezieht man doch immer auf den Hauptsatz, und so kann es hier nur auf die Zeitbestimmung gehen „im Jahre, wo Odysseus zurückkehren sollte“; der parenthetische Satz ist eben trotz Köchly parenthetisch. Die Tilgung von V. 23 f. 29—31 habe auch ich angenommen. Zwischen *α*, 88 und *ε*, 28 habe ich einen Vers vermuthet:

Ὣς φάθ' · ὁ δ' Ἑρμείαν προσέφη νεφεληγερέτα Ζεύς.

Köchly ist damit nicht zufrieden; er meint mit Kirchhoff, es müsste auch die Bestimmung der übrigen Götter bezeichnet sein. Als ob deren Bestimmung nicht durch das Schweigen und den darauf bezüglichen Vers 82 sattsam angedeutet wäre. Mit welchen Stellen kann denn Köchly beweisen, dass da, wo ein Vorschlag im Olymp gemacht wird, ausdrücklich des Zustimmens der übrigen Götter gedacht werden muss, ehe dieser zur Ausführung kommen kann? Und hier handelt es sich ja um eine Sache, die, wie wir aus V. 19 wissen, allen Göttern genehm ist. Köchly macht hier vier Verse:

Ὣς ἔφαθ' · οἱ δ' ἄρα πάντες ἐπῄνεον Οὐρανίωνες ·
πεμπεμέναι δ' ἐκέλευον, ἐπεὶ κατὰ μοῖραν ἔειπεν.
αὐτὸς δ' οὐκ ἀπίθησε πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε ·
αἶψα δ' ἄρ' Ἑρμείαν, υἱὸν φίλον, ἄντιον ηὔδα,

wobei er nicht unterlässt, sich auf seine Beachtung Homerischer Weise etwas zu gut zu thun. *Οὐρανίωνες*, das er von Kirchhoff nahm, findet sich ohne *θεοί* nur *Ω*, 547, mit *πάντες* nirgends. Im zweiten Verse fällt auf, dass *Ἑρμείαν* als Obiekt, dann aber im Satze mit *ἐπεὶ Ἀθήνη* als Subiekt zu denken ist. Wie viel besser steht der ähnliche Vers *η*, 227. *ν*, 48, obgleich er an beiden Stellen wohl später zugesetzt ist. Und das *αὐτὸς δ' οὐκ ἀπίθησε* widerspricht dem Homerischen Gebrauche, der nie

so *αὐτός* mit *οὐκ ἀπίϑησε* verbindet, meist mit *οὐδ' ἀπίϑησε* anknüpft. Es ist aber hier *οὐκ ἀπίϑησε* ganz *ungehörig*, weil Zeus *nicht angeredet* ist; passend erscheint nur die Angabe, dass der Göttervater den von Athene gemachten, von ihm selbst gebilligten Vorschlag, dem keiner der Götter widerspricht, sofort in Vollzug setzt; und dies geschieht eben durch den von mir vermutheten durchaus Homerischen Vers.

Köchlys Verwerfung von V. 33—40 und 47—49 können wir nicht billigen. Zeus spricht eben den Beschluss des Schicksals über die Rückkehr des Odysseus im Götterrathe aus. Ungegründet ist die Behauptung, das, was Zeus hier verkünde, sei nicht wahr; Odysseus kommt wirklich erst am zwanzigsten Tage an, und zwar fährt er auf einem selbstgezimmerten Flosse. Das *ἐπὶ σχεδίης* bezieht sich bloss auf die Art, wie er die Seefahrt unternimmt, im Gegensatz zu V. 32; dass sein Floss auf dem Meere zertrümmert wird, braucht nicht ausdrücklich angegeben zu sein, liegt aber mit in *πήματα πάσχων*. Eben so willkürlich, ja ungeschickt verlangt Köchly, Zeus hätte das Eingreifen Poseidons erwähnen müssen; ob Zeus wisse, wodurch der Sturm erregt werde, das lässt der Dichter ganz auf sich beruhen, da er nicht auf alle neugierigen Fragen Rede zu stehen braucht. Dem Göttervater steht es sehr wohl an, eben in dem Augenblick, wo die endliche Heimkehr des Odysseus ins Werk gesetzt werden soll, seiner schweren ihm bevorstehenden Leiden zu gedenken. Freilich kann man fragen, ob denn Athene dies nicht auch wisse; aber der epische Dichter bekümmert sich nicht um müssige Fragen. Wenn Köchly den Hermes seines Stabes berauben will, weil er ihn hier nicht gebraucht, so liegt dabei eine sehr beschränkte Beurtheilung zu Grunde. Den Stab trägt Hermes als Götterbote nicht bloss da, wo er Menschen in Schlaf versenken oder anfwecken will. Redet ja doch Kalypso den Gott *χρυσόρραπις* an (*ε*, 87), weil der Stab sein stehendes Attribut ist, und so heisst er auch *κ*, 277. 331.

Wir übergehen die von Köchly mit Recht gestrichenen Verse. Seine Vertheidigung von V. 107 können wir nicht billigen. Die Erwähnung, dass er einer der Helden vor Troia gewesen, reichte für den Interpolator hin, an die Länge des Kampfes zu erinnern, und bei *ἔβησαν* kann das *οἴκαδε*, wie es in V. 108 folgt, den Köchly streicht, oder eine ähnliche Bezeichnung der Rückkehr nicht fehlen. V. 113—115 ficht er nicht an, obgleich diese über den Auftrag des Zeus an Hermes hinausgehen, dagegen verdächtigt er V. 141 f., weil Kalypso dem Hermes nicht zu sagen brauche, was dieser selbst wisse. Aus demselben Grunde aber könnte man

auch V. 140 verwerfen; denn unter πέμψω versteht ja Kalypso die Rückfahrt auf einem von ihr ihm gegebenen Schiffe. Sie hält sich an das ἀποπεμπέμεν V. 112 und erklärt, ihn nicht entsenden zu können, was sie dann mit einer diesem wohlbekannten Thatsache begründet. Was ist denn daran auffallend? oder darf man etwa bekannte Thatsachen nicht als Gründe anführen? Aber wir haben hier wohl eine ausgedehntere Interpolation, wenigstens gewinnt die Stelle sehr bedeutend, wenn wir die Rede der Kalypso mit dem leidenschaftlichen Verse 139 schliessen. Seinem Strophengesetze zu Liebe, weil von V. 43 bis 75 siebenmal hinter einander nach je vier Versen ein starker Sinnabschnitt ist (ihm zu Liebe setzt er nach V. 67 irrig Punkt statt Semikolon, umgekehrt V. 69 ein Semikolon statt Punkt), tilgt er den widersprechenden Vers 66; denn was er sonst gegen diesen Vers vorbringt, ist ohne grosse Bedeutung. Warum sollte der Dichter nicht bei Erwähnung der auf den Bäumen der Insel sitzenden Krähen besonders hervorheben können, dass diese gern auf dem Meere weilen, weshalb sie nahe am Meere ihren Sitz haben? Wenn μέλειν sonst von Menschen steht, so hindert doch nichts den Gebrauch bei Thieren, denen ja auch Freude (*Γ*, 23), Schmerz und Unwille (*Λ*, 555), Verlangen (*P*, 572) und sonstige geistige Regungen zugeschrieben werden. Oder soll der Dichter nicht sagen dürfen, dass die Krähen das Meer und das Leben auf ihm (das bezeichnet doch wohl hier das umschreibende θαλάσσια ἔργα) lieben? Darf er das μέμηλε nicht auf Thiere übertragen, von denen er doch μέγα φρονέων (*Π*, 758), ἶσον θυμὸν ἔχων (*N*, 705) braucht? Freilich möchten wir uns für die Echtheit des Verses nicht gerade verbürgen, da ähnliche Zusätze so häufig gemacht wurden, aber die Gründe Köchlys sind nicht überzeugend. Entschieden nimmt er V. 421 f. gegen Nitzsch in Schutz. Wahrscheinlich stand er hier unter dem Einfluss des in der Ilias und in der Odyssee ihn verfolgenden Gespenstes der Strophentheilung; denn wir irren kaum, wenn wir annehmen, dass er in der Stelle V. 382—423 nach vier Strophen aus sechs zwei aus neun Versen annimmt. Schon der leidige Einfluss, den diese Einbildung auf ihn übt, macht sein Urtheil überall befangen. So lässt er denn hier V. 423 stehen, den ich aus dem durchschlagenden Grunde streiche, weil Odysseus vom Zorne Poseidons gar nichts weiss. Aber auch V. 421 f. hat Nitzsch mit Recht gestrichen, da sie an der Stelle fremdartig sind. Odysseus ist im Zweifel, ob er hier ans Land oder weiter schwimmen soll, da beides ihm Verderben droht. Im letztern Falle muss er fürchten, auf das weite Meer wieder verschlagen zu werden; die Furcht, dass ihn gerade hier,

wenn er etwa weiter schwimme, ein Meerthier auffresse, ist neben der drohendern, wieder verschlagen zu werden, sehr matt nnd dazu ganz ungehörig, da dasselbe ihn treffen kann, wenn er gleich ans Land schwimmen will; auch äussert weder Odysseus noch irgend ein anderer Furcht vor den grossen Meerthieren. Anders ist es, wenn ein solches einem Lande znr Strafe gesandt wird, wie *Y*, 147. Gegen die von Nitzsch ausgegangene Verdächtigung von 427—436 erklärt sich Köchly mit Recht; auch trifft sein Verdacht mit gutem Fug V. 426 f., aber auch V. 436 f. gehören demselben Interpolator. Jenen Verdacht entschiedener auszusprechen, hinderte ihn wohl seine Zahlenlehre, da die Ueberlieferung hier drei vierversige Strophen bietet. Eine grosse Anzahl anderer Stellen, deren Unechtheit sich nachweisen lässt, hat Köchly ganz unangefochten gelassen. Wir heben nur einiges hervor, indem wir nns sonst auf unsere Ausgabe beziehen.

Den ankommenden Hermes fragt Kalypso nach seinem Verlangen, das sie, wenu es ihr möglich sei, gern erfüllen werde (V. 88 ff.); sie verschiebt dieses nicht etwa, wie es sonst bei den Menschen der Fall ist, bis nach der Mahlzeit. Dennoch setzt sie ihm Speise und Trank vor, der Gott stärkt sich daran, und erst darauf antwortet er auf die Frage, auf die wir eine sofortige Erwiederung erwarten. Das ist so nngeschickt, dass kein verständiger Dichter sich so vergangen haben kann. Der Interpolator wollte den Hermes nicht nm seine Mahlzeit bringen. Man hat V. 91, da er in deu besteu Handschriften fehlt, mit Recht ausgelassen, aber er scheint der Aufang der Interpolation zu seiu, die bis V. 95 reicht. An der Stelle von V. 91—96 stand unzweifelhaft nrsprünglich ein Vers wie:

Τὴν δ' ἠμείβετ' ἔπειτα διάκτορος Ἀργειφόντης.

Das ganz ungehörige Beispiel vou Orion V. 121—124 scheidet sich als spätere Einschiebung aus, die hier so nahe lag. V. 169 f. scheinen so uupassend, dass sie kanm dem Dichter gehören könuen, der die Rede mit dem kräftigen Verse 168 schloss; einen Zweifel an seiner glücklichen Rückkehr zu äussern, ziemt ihr hier nicht. Anch an V. 199 nimmt Köchly keinen Anstoss, obgleich Dienerinnen der Kalypso sonst nicht vorkommen, die zu erwähnen Gelegenheit genng sich fand, da Kalypso so manches dem Odyssens bringt, zuletzt Speise und Wein. Weshalb V. 197 nicht echt sein kann, habe ich in meiuer Ausgabe bemerkt. Köchly hebt es als eine besondere Feinheit hervor, dass Odysseus V. 219 f. nicht sagt, dass er nach seiner Gattin zurückverlange, aber das Verlangen

nach ihr liegt doch in seiner Rede entschieden vor, wenn er auch hier einen sie nicht ausdrücklich erwähnenden Ausdruck wählt, gerade wie V. 153 bloss steht νόστον ὀδυρομένῳ, Athene nur seines Verlangens nach der Heimat gedenkt (α, 57 ff.), während der Dichter am Anfange (α, 13) νόστου κεχρημένος ἠδὲ γυναικός verbindet. Aber der Göttin ziemt es nicht, den Odysseus abhalten zu wollen, indem sie das ihm drohende Unglück andeutet und sich selbst gegen Penelope hervorhebt. Von dieser Unschicklichkeit merkt freilich Köchly, der von Bewunderung hingerissen ist, gar nichts. Wie viel schöner nnd würdiger ist die Rede der den Verlnst des Odysseus im tiefen Herzen empfindenden Kalypso, wenn sie ihm wehmüthig sagt: „So willst du also von hier sogleich weg. Anch so möge es dir wohl gehen!" Odysseus sucht sie zu beruhigen, indem er sie bittet, ihm nicht zu zürnen. Freilich stehe sie weit über Penelope, als nnsterbliche Göttin, aber auch so, obgleich er fühle, was er aufgebe, ziehe es ihn zur Heimat. Hiernach kann es für einen sinnigen, den Spuren des Dichters folgenden Leser keinem Zweifel unterliegen, dass V. 206—213 nnd V. 221—224 jenem nicht angehören können, was anch durch V. 300—302 bestätigt wird, die sich als eingeflickt jedem auf den ersten Blick ergeben. An seine äusserste Furcht muss sich dort unmittelbar die Schilderung des schrecklichen Sturmes anschliessen, der ihm jede Hoffnung der Rettnng raubt. Köchly spottet darüber, dass die Kritiker, die, wie Nitzsch, an der Einheit des Gedichtes festhalten, oft zur nnrechten Zeit scharfsinnig seien nnd, was nicht sei, sähen; viel eher darf man ihm selbst und seinen Genossen vorwerfen, dass sie Unbedentendes hervorheben, dagegen bedentende Mängel der Darstellung, wenn sie eben nichts für ihre Ansicht darans gewinnen können, trotz ihrer sonstigen Kühnheit übersehen. Ein starkes Beispiel dieser Art ist V. 240 ff. Kalypso soll dem Odysseus eine Stelle gezeigt haben, wo *längst dürre und trockene* Bänme gestanden hätten. Kann man sich etwas Alberneres denken? Daranf geht sie nach Hanse znrück; Odysseus fällt zwanzig Bänme, behaut nnd glättet sie; dann bringt Kalypso die Bohrer. Nachdem er alles gebohrt nnd die Balken in einander gefügt hat, folgt der eigentliche Flossbau. Zuletzt bringt Kalypso das Segeltuch. Am vierten Tage ist alles vollendet. Wenn der Dichter hier die Tage nicht nnterscheidet, nicht erwähnt, dass Odyssens gespeist hat nnd Abends zur Grotte zurückgekehrt ist, so fällt es nm so mehr anf, dass wir hören, die Göttin sei nach Hause zurückgekehrt, nachdem sie ihm den Theil der Insel gezeigt, wo er Bänme fällen soll. Haben wir doch vielmehr zu denken,

dass die Göttin den Odysseus bei der Arbeit nicht verlässt, wenn der Dichter dies auch eben so wenig ausdrücklich sagt, als dass sie Abends zur Grotte zurückgegangen sind. Darnach sind V. 240 —243 ein ganz einfältiger Zusatz. Kalypso ist immer bei Odysseus und holt ihm, was er gerade nöthig hat. Das τόφρα δέ V. 246. 258 kann freilich auffallend scheinen, aber es steht nicht selten bei Homer wie unser *da nun*. Auch das Achthaben auf den Sternhimmel, worauf ihn Kalypso aufmerksam gemacht haben soll, scheint eine ungehörige Ausschmückung, die daran angeknüpft wird, dass kein Schlaf in seine Augen gekommen sei, da er immer steuernd aufrecht sitzen musste. Und warum sieht denn Odysseus alle diese Sternbilder an, nicht den Bären allein? Wir scheiden unbedenklich V. 272—277 aus, wovon der grösste Theil aus Σ, 486 ff. geschöpft ist. Die Einfügung forderte die gar nicht geschickte Aenderung des ersten Verses. Als eine spätere Einschiebung betrachte ich auch die Hülfe der Leukothea, die dem Odysseus gar nichts hilft, und völlig unnöthig ist, da die Götter dessen Rettung beschlossen haben. Das, was er wirklich thut, dass er der Kleider sich entledigt und sich durch Schwimmen zu retten sucht, liegt in der Natur der Sache, und Odysseus thut es ja auch wirklich nicht, weil er auf das Wort der Leukothea irgend Vertrauen setzt, sondern weil er dies für das Räthlichste hält (V. 364). Auch findet sich hier manches Auffällige. Woher weiss Leukothea, dass Poseidon dem Odysseus zürnt, was diesem selbst völlig unbekannt ist? Woher weiss sie, dass der Sturm gerade von Poseidon kommt und dass Odysseus schon viel Leid erduldet hat? Woher ist ihr, der untern Gottheit, bekannt, welches Schicksal dem Odysseus bestimmt ist? Und wozu bemüht sie sich überhaupt, wenn sie dieses weiss? Ja, wenn sie vermocht hätte, den Odysseus gleich nach dem Lande der Phäaken zu bringen, dann wäre ihre Hülfe etwas werth gewesen; jetzt ist ihr Mitleiden, ihre Hülfe vergebens. Wenn sie ihm sagt, er solle „mit den Händen schwimmend nach der Ankunft im Lande der Phäaken streben“, so kann sie nicht voraussetzen, Odysseus wisse, das Land, das er aus der Ferne gesehen, sei das Land der Phäaken, was an sich völlig unwahrscheinlich ist und dadurch widerlegt wird, dass Odysseus, selbst als er dort angekommen, nicht ahnt, welches Land er betreten. Sie müsste ihm wenigstens andeuten, dass das Land, welches er gesehen, das der Phäaken sei. Seltsam ist es auch, dass Odysseus den Worten der mitleidigen Göttin nicht folgt, sondern eine List ahnt, um ihm so sicherer den Untergang zu bereiten, da doch aus ihrer Rede nur Wohlwollen spricht, das auch der Ton

ihrer Stimme verrathen muss. Wenn er sagt, er werde noch nicht ihren Worten folgen, da er nahe das Land gesehen habe, wo ihm die Rettung bestimmt sei, so kann dies nur einen Sinn haben, wenn er noch nicht weit davon verschlagen ist, weil dies sonst kein Grund wäre, und deshalb kann auch wohl *νόστου γαίης Φαιήκων* nicht die *Rückkehr* nach dem Lande der Phäaken bezeichnen, sondern nur das *Hingelangen*, freilich mit grosser Freiheit, da freilich *νεῖσθαι* vom *Hinkommen* gebraucht wird, aber nicht *νόστος*. Aber Poseidon hat ihn eben weit von Scheria verschlagen, das Land ist ganz seinen Augen entschwunden und der Sturm treibt ihn immer weiter ab. Auf den vielfach schwachen und unzutreffenden Ausdruck will ich nicht eingehen. V. 342 ist hier viel weniger passend als vor der langen Anweisung der Nausikaa ζ, 258, wo übrigens *ἔρδειν* statt *ἔρξαι* steht. Treffend schliesst sich V. 370, wenn man dort *δούρατ' ἄελλα* liesst, an V. 332 an, wobei ich nur bemerke, dass auch die Gleichnisse V. 328—330 und V. 368—370 wohl neben einander bestehen dürften, von denen das eine auf die Gewalt des Sturmes sich bezieht, das andere auf die Leichtigkeit, womit er die Balken aus einander reisst. Zuerst wirft der Sturm das Floss hin und her, dann zersprengt er es, so dass Odysseus zuletzt nur auf einen Balken sich retten kann, aber da der Sturm ihn auch davon zu schlendern droht, sich der Kleider entledigt und sich durch Schwimmen zu retten sucht. Jetzt erst hat ihn Poseidon weit genug; er mag nun schwimmen, bis er nach Scheria kommt. Das ungeschickte Eingreifen der Leukothea tritt störend dazwischen.

Anch die Hülfe der Athene V. 382—387 kommt ganz ungeschickt, da sie ja gar nicht das Meer beruhigt, sondern einen starken, dem schwimmenden Odysseus immer gefährlichen Nordwind erregt. Der Kampf der Winde gegen einander, den Poseidon erregt hat, hört noch nicht auf, das Meer ist noch immer stark bewegt; erst am dritten Tage beruhigt es sich, als Odysseus wieder in der Nähe des Landes der Phäaken ist. Wer die Windstille veranlasst, braucht der Dichter hier so wenig als sonst zu sagen. Mit dem Wegfall jener Verse, die mit einer ganz ungewöhnlichen Formel (vgl. zu β, 382) beginnen, gewinnt die ganze Darstellung an klarer Einfachheit. Endlich erweist sich auch das Gebet an den Flussgott V. 444 ff. als ungehörige Ausschmückung. Der Dichter sagt V. 441 f. nicht, Odysseus sei in die Mündung des Stromes hineingeschwommen, sondern er sei in der Mündung des Stromes an eine zum Landen ganz sichere Stelle gelangt, wo er gar nicht mehr nöthig hatte, den Flussgott anzuflehen,

und dieser ihn nicht ἐς προχοάς zu retten (V. 453 f.) brauchte. [1]) Ich lasse jetzt auf λεῖος πετράων V. 443 unmittelbar ὁ δ' ἄρ' ἄμφω folgen. [2]) Hier streckte er Hände und Füsse vor Ermüdung aus. Das Gebet selbst ist so ungeschickt, wie seine Einleitung und die Fortführung V. 451 ff. Was der Flussgott soll, wird eben so wenig gesagt, wie das eingeschobene Gebet des Telemachos β, 262 ff. dessen Anliegen bezeichnet. Er soll nur sich seiner erbarmen, da er als Bittflehender nahe. Wie ungeschickt ist ἔγνω δὲ προρέοντα, *er erkannte den ins Meer Strömenden* oder *dass er ins Meer ströme?* Wahrscheinlich will der Rhapsode sagen, er habe im Flusse den Gott erkannt. [Ganz einzig steht εὔξατο ὃν κατὰ θυμόν da, das doch wohl nur heissen soll, er habe still für sich gebetet, was ganz gegen Homerische Sitte ist; der, welcher den Vers machte, dachte sich wohl, dass der Ermüdete nicht mehr Kraft zum lauten Beten hatte, und doch war er grausam genug, dieses Gebet einzuschieben. Sonderbar sind auch ὅτις ἐσσί zur Andeutung, dass er ihn nicht mit Namen anzureden wisse, und ἐνιπαί, das, wenn es im Sinne von *Scheltwort* oder *Drohung* stehen soll, bei Odysseus eine Kenntniss voraussetzt, die er ja gar nicht besitzt. Höchst ungehörig ist V. 449 σόν τε ῥόον σά τε γούναθ' ἱκάνω, worin der Fluss und der Gott neben einander gedacht werden; wir haben hier eine ungeschickte Nachbildung von η, 147, wo statt ῥόον πόσιν steht. Das ἀλλ' ἐλέαιρε, ἄναξ, ist nach ἀλλά, ἄνασσ', ἐλέαιρε ζ, 175 gebildet. Dort bittet Odysseus ganz angemessen die Nausikaa, sie möge sich seiner erbarmen, ihn als Schutzflehenden annehmen; hier aber müsste die bestimmte Bitte stehen, ihn zu retten, indem er seine ins Meer strömende Flut beruhige, wie es V. 451 ausgeführt wird. Seltsam steht auch γαλήνη V. 452 von der Beruhigung der starken Strömung des ins Meer mündenden Flusses.

Odysseus ist am Ende des fünften Buches ruhig und sicher gebettet. [3]) Hier ist freilich, wenn man will, ein Abschnitt, aber

---

[1]) Τῇ muss relativ sein, wie η, 281. Wollte man es *dort* fassen, so fehlte eine nähere Angabe des χῶρος ἄριστος.

[2]) Dem Interpolator von η, 282 ff. lag unsere Stelle wohl schon interpolirt vor, wenn nicht an beiden Stellen derselbe Interpolator anzunehmen ist.

[3]) Ob der Schluss des fünften Buches genau überliefert, nicht von einem Rhapsoden geändert sei, kann man zweifeln. Den letzten Vers mit seiner Ausmalung des Einschlafens, die sich sonst nirgend neben der Bezeichnung des Einschläferns findet, würde man gern entbehren; der vorige Vers könnte παύσειε πόνοιο geschlossen haben, wie Φ, 137. 249.

kein Abschluss der Handlung, die erst mit der Heimkehr nach Ithaka ihr Ende erreicht, sowohl nach der Ankündigung des Dichters als nach der Götterversammlung. Auch knüpft das sechste Buch, Köchlys zweite Rhapsodie, ganz unmittelbar an das Vorige an, indem es zu einer andern Handlung überführt, wobei *αὐτάρ* V. 2 ganz unbestimmt bloss anknüpft, kein eigentliches Zeitverhältniss bezeichnet. Vgl. *α*, 181. *ρ*, 246. *B*, 599. *K*, 317. Ein herrliches idyllisches Bild lässt der Dichter auf die Schilderung des mit Sturm und Wogen kämpfenden Dulders folgen, den er endlich ruhig gebettet hat.

Im ersten Theile des sechsten Buches bis zur grossen Rede der Nausikaa V. 255 tilgt Köchly V. 35. 42—47. 123 f. 144 und 245. Aber wir glauben mit diesen Abstrichen uns nicht begnügen zu dürfen. Dass V. 18 f. zwei Dienerinnen bei Nausikaa schlafen, fällt um so mehr auf, als diese selbst am Tage nicht von zwei Dienerinnen begleitet ist, wie Penelope. Vgl. *ϑ*, 457. Und wozu die Hervorhebnng ihrer wunderbaren Schönheit neben ihrer jungen Herrin? Die *ἀμφίπολοι* treten gewöhnlich ohne Beiwort anf, nur ein *λευκώλενος* oder *ἐυπλόκαμος* oder *κεδνή* wird ihnen zu Theil. Und wie seltsam werden die *σταθμοί* als *Thürpfosten* durch den Satz *ϑύραι δ' ἐπέκειντο φαειναί* bezeichnet! Im Schlafgemache der Penelope schlafen keine Dienerinnen. Die Verse sind eine schlechte Ausschmückung. Belangreicher ist die Einschiebung von V. 31—35, die mit demselben *ἀλλ'* beginnt, womit der Dichter selbst V. 36 fortfährt. Die Aufforderung V. 31 besagt dasselbe, was ausführlicher und geschickter V. 36—40 enthalten, die jetzt nach V. 31 nachschleppen. Dass die Tochter des Dymas mit zur Wäsche gehe, fällt an sich sehr auf; auch ist in Wirklichkeit davon keine Rede. Der Grund zur Eile, dass sie nicht lange mehr Mädchen sein werde, ist ungeschickt aus V. 25 f. wiederholt. Demselben Interpolator darf man wohl V. 35 zuschreiben, mit dessen Ausscheidung sich Köchly nach Bekkers Vorgang begnügt. Auch die Erwähnung, dass die Mutter am Herde gesessen, der Vater eben im Begriff gewesen, zur Thür herauszugehen (V. 52—55), ist ungehörig; dem Dichter genügt hier die

---

Zu *παύσειε* kann unmöglich *ὕπνος* Subjekt sein (auch *δ*, 800 f. ist *Ἀϑήνη* Subjekt), und *ἀμφικαλύψας*, wie ich gethan habe, *κατὰ σύνεσιν*, da *ϑεός* oder *δαίμων* vorschwebt, zu erklären oder durch eine ähnliche Freiheit wie *Θ*, 377, bleibt doch bedenklich. Auch scheint mir *τάχιστα* in dieser Verbindung, wo einfach die Absicht bezeichnet werden soll, kaum Homerisch. Darauf, dass es sonst nie in einem Satze mit *ἵνα* steht, will ich gar kein Gewicht legen.

Bemerknng, dass sie beide im Saale waren, ja das κιχήσατο δ' ἔνδον ἐοῦσας schliesst eine weitere Ausführung aus; denn dass ε, 59—62 gleichfalls eingeschoben sei, da der Beschreibung des Aeussern der Grotte nicht das vorhergehen kann, was Hermes drinnen sah und hörte, habe ich schon bemerkt, wozu mir hier der Zusatz gestattet sei, dass die Interpolation nur durch den Wunsch veranlasst scheint, die Kalypso gleich der Kirke (κ, 226 f.) darzustellen. Auch ist die Situation sonderbar gedacht. Wenn der Vater zur ἀγορή ging (dass die Phäaken den König dahin *rufen*, fällt auf, da eher das Umgekehrte richtig ist), so musste er zur Thüre hof- und strassenwärts gehen, die Tochter aber kam durch die Thüre der gerade entgegengesetzten Seite, musste ihm also nacheilen. Ferner scheinen V. 77 f. die Erwähnung des Weines (es heisst bloss, die Mutter habe ihn in einen Schlauch gefüllt) und das Besteigen des Wagens unnöthig. Die Verse erweisen sich dadurch als unecht, dass nach dem allgemeinen παντοίη ἐδωδή (nicht σῖτος) noch die ὄψα in einem besoudern Satze hervorgehoben werden, und des Ergreifens der Peitsche und der Zügel in einem eigenen Satze nach dem Besteigen des Wagens gedacht wird. V. 105 schiebt sich die Freude der Leto so ungeschickt zwischen, nnd παίζουσι ist von der Jagd so ungehörig, dass die Unechtheit des Verses nnzweifelhaft scheint. Die Einschiebung von V. 112—114 ergibt sich entschieden daraus, dass nach der Formel ἔνθ' αὖτ'—Ἀθήνη eine Handlung der Athene selbst folgen, der Dichter sagen musste, sie hätte den Ball dorthin gelenkt. Die Aeusserung des Odysseus, dass er auch hier Unglück erleiden werde (V. 173 f.), ist in diesem Augenblicke, wo er sein ganzes Vertrauen auf die herrliche Jungfrau setzt, unpassend, die er gar durch die Furcht, dass die Götter ihm noch weiteres Unheil bereiten, abschrecken könnte. Wir glauben, dass die Stelle bedeutend gewinnt, wenn an V. 165 sich unmittelbar V. 175 anschliesst. Odysseus bittet einfach Nausikaa, sich seiner anzunehmen; eine bestimmte Bitte an sie zu stellen, wie sie V. 178 f. enthalten, ist durchaus fremdartig. Nausikaa sagt ihm (V. 192 ff.) aus freien Stücken, was sie für ihn thun will, und sie thut mehr, als jene Verse verlangen. Hätte er ein besonderes Verlangen an sie stellen wollen, so wäre das erste die Frage gewesen, in welchem Lande er sich befinde; aber alles, was er znnächst bittet, beschränkt sich darauf, dass sie sich des Unglücklichen annehmen möge, nur nebensächlich wagt er seine Unkenntniss, in welchem Lande er sich befinde, anzudeuten. Dass der gute Wunsch für Nausikaa in V. 180—185 hier angemessen und echt sei, könnte man bezwei-

feln; mir scheint gegen ihn auch die Erwiederung der Nausikaa zu sprechen. V. 201—205 dürften sich gleichfalls als wenig passend ergeben. Wie man auch διερὸς βροτός fasst, es bleibt immer ungefüg, und die Begründung, dass kein Mensch feindlich den Phäaken nahen werde, durch die Freundschaft der Götter, ist wunderlich, noch wunderlicher die daran sich knüpfende Bemerkung, dass sie so weit ab wohnten, dass keiner zu ihnen komme. Dagegen schliesst sich V. 206 treffend an V. 200 an. Höchstens könnte man V. 204 f. halten wollen, in dem Sinne: „Zu weit wohnen wir ab, als dass einer freiwillig zu uns käme". Dass sich Odysseus, nachdem er gelandet ist und frische Kleider angelegt hat, an das Ufer *des Meeres* setzt, nachdem er *im Flusse* gebadet (V. 236), ist doch höchst auffallend; warum entfernt er sich denn so weit, da Nausikaa den Dienerinnen befohlen hat, ihm Speise und Trank zu geben (V. 209)? Auch muss er in ihrer Nähe sein, als sie vom Wagen ihn anredet (V. 252 ff.). Wir glauben jetzt nach dem Befehle der Nausikaa V. 209 f. annehmen zu müssen, dass unmittelbar auf V. 235 V. 248 gefolgt ist; denn dass V. 248 nicht die δμωαί ausdrücklich genannt werden, denen Nausikaa den Auftrag gegeben hatte, scheint uns nichts weniger als bedenklich. Zwischen die Ausführung der beiden den Dienerinnen gegebenen Befehle durfte kaum eine etwas ganz anderes besagende Rede treten, in welcher man freilich den trotz allem, was man zum Schutze desselben gesagt hat, unschicklichen Vers 244 streichen könnte.

In der grossen Rede der Nausikaa will Köchly des Aristarchos Athetese von V. 275—288 nicht gelten lassen, und mit Nitzsch bloss V. 281 f. auswerfen; ich glaube die Einschiebung schon mit V. 273 beginnen zu müssen. Wie ungeschickt schliesst sich an die Erwähnung, dass die Phäaken ein Schiffervolk sind, der Satz an: „Dieser (dieses Volkes) schlimme Rede vermeide ich". Wie kann an die allgemeine Beschreibung so die Furcht der Nausikaa, in schlechten Ruf zu kommen, sich anschliessen? Nausikaa hat noch gar nicht gesagt, dass Odysseus, wenn sie der Stadt sich nähern, zurückbleiben soll; deshalb kann sie dies auch nicht entschuldigen, wie es von V. 273 ff. au geschehen würde. Durch die weite Beschreibung des Hafens ist sie von ihrem Rathe an Odysseus abgekommen, den sie dann V. 289 wieder aufnimmt, indem sie ihm zunächst sagt, wo er zurückbleiben, dem Wagen und den Mädchen nicht weiter folgen soll. Einer Entschuldigung, dass sie ihn nicht mit in die Stadt nehme, bedarf sie am wenigsten; die wäre, wenn überhaupt passend, eher V. 194 an der Stelle

gewesen, wo sie sagt, sie wolle ihm die Stadt zeigen, nicht ihn hinein führen. Nur ein überfeiner Rhapsode meinte, Nausikaa führe ihn deshalb nicht selbst in die Stadt, um böses Gerede zu meiden; sie glaubt vielmehr, dass er eher auf Rückkehr hoffen kann, wenn er ihrer Mutter als Bittflehender plötzlich naht. Köchlys Verdächtigung von V. 293 f. stimmen wir jetzt vollkommen bei. Der Pappelhain am Wege mit einer von einer Wiese umgebenen Quelle ist nicht zu verkennen; durch den königlichen Baum- und Weingarten mit dem unbestimmten ἔνθα wird die Bezeichnung des Ortes nicht deutlicher, und die Angabe, wie weit der Punkt oder gar jener Garten von der Stadt entfernt liegt, ist ganz unnütz. Den Schluss der Rede V. 313—315 müssen wir für eine ganz matte Wiederholung aus η, 75—77 halten. An der Unechtheit von V. 327—331 kann kein Zweifel sein, und dass wir mit Recht V. 318 für störend erklärt haben, wird niemand ernstlich leugnen wollen, der Homerische Weise kennt.

Von grösster Wichtigkeit aber ist, dass Köchly in der Rede der Nausikaa die Erwähnung der βασιλῆες V. 256 f. streicht, und eben so alle sonstigen auf diese bezüglichen Stellen η, 95—99 (die Verse stehen freilich in einer spätern Einlage). 136—138. 148—232. Er behauptet nämlich, nach der ursprünglichen Fassung habe Odysseus im Hause des Königs nur den Alkinoos, die Arete, deren Kinder und Diener angetroffen. Zum Beweise beruft er sich auf ϑ, 11—14. 26—33 und auf die ganze Erzählung dieses Buches. Aber mit jenem Buche verhält es sich gerade sehr sonderbar, und es widerspricht aller Methode, sich auf dieses vorab zu berufen, ohne vorher untersucht zu haben, was dort echt, was später eingeschoben ist. Und Köchly selbst betrachtet ja den grössten Theil des achten Buches als späteres Machwerk; aber dennoch wagt er sich darauf zu berufen! Auch ich halte ϑ, 6—24 für unecht. Dagegen scheint mir aus ϑ, 26 gar nichts zu folgen, wenn man nur annimmt, dass hier alle Rathsmänner gemeint sind, nicht allein die zwölf βασιλῆες, worauf πλέονας γέροντας η, 189 deutet. Wenn Köchly behauptet, η, 189 ff. stehe mit dem achten Buche in Widerspruch, so muss er περὶ πομπῆς μνησόμεϑα eben missverstanden haben; denn περὶ πομπῆς μιμνήσκεσϑαι soll hier heissen *die Rückkehr besorgen, ins Werk setzen*, wie das einfache πέμπειν (wenn auch freilich Homer sonst μιμνήσκεσϑαι nur mit dem Genitiv gebraucht, wie κοίτου, βρώμης, χάρμης μιμνήσκεσϑαι), da dieses ja eben so wenig in der ἀγορή stattfindet wie das ξεινίζειν. Aber wahrscheinlich sind V. 190 f. eingeschoben, so dass von μνησόμεϑα der Satz mit ὡς abhängig ist.

Freilich an γέροντας πλέονας nehme auch ich Anstoss, da ja das ganze Volk zur Versammlung kommt, glaube aber, dass der Interpolator auch hier sein Wesen getrieben, und hier etwa ursprünglich gestanden habe ἀγορήνδ' ἐπὶ Φαίηκας καλέσαντες, das er auf die Aeltesten beschränken zu müssen glaubte. Was Köchly weiter vorbringt, um die Ungehörigkeit der Erzählung in Buch η zu beweisen, ist durch unsere oben in Bezug auf Kirchhoff gegebene Erörterung beseitigt. Sehen wir aber nur einmal an, was wir durch die von Köchly beliebte Umgestaltung des siebenten Buches erlangt haben, so genügt ein Blick, um sich zu überzeugen, dass eben durch ihn etwas völlig Ungehöriges hereingebracht und die Dichtung elend verstümmelt ist. Nach ihm fällt Odysseus vor Arete nieder (denn nicht anders kann doch das Umfassen ihrer Kniee verstanden werden), aber weder steht er von selbst auf, wie es die echte Dichtung V. 153 berichtet, noch erhebt ihn ein anderer, wie Alkinoos ihn V. 169 f. auf den Stuhl setzt, sondern er muss am Boden knieen bleiben; denn das Aufstehen oder Aufheben hier κατὰ τὸ σιωπώμενον zu verstehen geht nicht an, weil dies eben hier ein Hauptzug ist. Und Köchlys Arete redet zwar den armen Schutzflehenden an, aber sie erwiedert auf seine Bitte auch kein Wort, sie fragt nur voll Neugierde nach seinem Namen und nach der Art, wie er zu den Kleidern gekommen. Soll dies die Arete sein, von der Nausikaa ihm so rühmend gesprochen, so hat diese ihn falsch berichtet. Wenn sonst bei Homer das erste, was man dem ankommenden Fremden erzeigt, darin besteht, dass man ihm ein Mahl vorsetzt, so wird Odysseus, Dank Köchlys Herstellung, darum auf das schmählichste verkürzt; er muss sich ohne ein solches zu Bette legen. Eine solche Herstellung des alten Gedichtes, die es in seinen Grundfesten verdirbt, müssen wir uns entschieden verbitten. Wie viel edler ist das überkommene Gedicht, worin alle durch das plötzliche Erscheinen des wunderbaren Gastes, der auf einmal wie durch ein Wunder vor den Knieen der Königin liegt, so betroffen sind, dass keiner etwas zu äussern wagt, bis zuerst der älteste der Vornehmen den Alkinoos an seine Pflicht erinnert, worauf dieser ihn denn aufhebt, ihn nach Gebühr an Speise und Trank sich stärken lässt, und ohne nach seinem Namen zu fragen, ihn zur Heimat zu entsenden verspricht. Was sonst Ungebührliches sich findet, muss eben aus der schönen Dichtung entfernt werden, wie wir gethan haben. Köchly ist so sorglos, dass er auf die Bitte des Odysseus an die Königin den Vers folgen lässt:

Ὣς ἔφαθ'· οἱ δ' ἄρα πάντες ἀκὴν ἐγένοντο σιωπῇ,

der seiner Fassnng nach natürlich nur da steht, wo nicht, wie hier, eine Bitte an eine einzelne Person gerichtet ist. Aber nein, wir thun ihm Unrecht, er hat die Bitte an Arete, deren Kniee er umfasst, so gründlich verunstaltet, dass sie, an König und Königin gerichtet, etwas ganz anderes geworden ist, ein wahres Unding. Statt der durchaus passenden Verse 148—152 nimmt er zwei Fetzen V. 211—214 und 222—224, die sich selbst eben so wenig kennen, wie die Stelle, wo sie hineingepresst sind, während sie an ihrem Orte im rechtmässigen Zusammenhange stehen, und er muthet uns zu, eine solche Verderbung für eine Herstellung zu halten. Nach den Worten: „Arete, deinem Gemahle und deinen Knieen bin ich genaht nach langen Leiden“, soll er fortfahren: „Denjenigen Menschen, die ihr für die Unglücklichsten haltet, denen stelle ich mich in Leiden gleich, ja, ich könnte sogar noch von mehr Leiden erzählen, die ich erlitten. Ihr aber beeilt euch am Morgen, dass ihr mich mein Vaterland wieder betreten lasst, wie viel ich auch erduldet; dann möchte ich gern sterben“. Beide Theile dieses Einschubs hat Köchly aus ihrer natürlichen Verbindung grausam herausgezerrt. Der erste bildet dort den passenden Gegensatz zu dem Beginne der Antwort auf die Rede des Alkinoos, der die Vermuthung geäussert hatte, Odysseus sei vielleicht eine Gottheit: „Diesen Gedanken lass fahren! Den Göttern gleiche ich nicht an Gestalt, sondern sterblichen Männern“. Der andere schliesst sich an den Gedanken an: „Aber lasst mich jetzt nicht erzählen, sondern ruhig speisen, da der grimmige Magen auch beim Unglücklichen sein Recht verlangt.“ Und wie viel wirksamer ist die kurze Bezeichnung seiner Leiden als die prahlerische, die Köchly hinzufügt! Wie viel edler und würdiger erscheint seine Bitte nach dem Wunsche, dass ihnen alles Gute zu Theil werden möge: „Mir aber bereitet die Entsendung, dass ich rasch zum Vaterlande gelange, da ich lange fern von den Lieben Leiden erdulde“, als das ungestüme: „Beeilet euch mit der nächsten Frühe, mich mein Vaterland, wie viel ich auch erduldet habe, wieder betreten zu lassen.“ Und kehren wir noch einmal zu dem von Köchly an des Odysseus Bitte angeschlossenen Formelverse zurück, wer sind die alle, welche schweigen? Köchly wird uns antworten, des Alkinoos Kinder und Diener; aber von denen findet sich in seiner unglücklichen Herstellung auch keine Spur, abgesehen davon, dass das Schweigen dieser sich von selbst versteht. Der Vers steht immer nur, wo der Zuhörer wenigstens im allgemeinen den Kreis kennt, der mit πάντες bezeichnet wird. Zu solchen Unzuträglichkeiten ist Köchly durch die von Susemihl gepriesene Vermuthung

getrieben worden, im alten Nostos der Odyssee habe Odysseus die βασιλῆες nicht bei Alkinoos gefunden.

Kommen wir zunächst noch einmal auf V. 256 f. zurück, so erklärt Köchly, jedermann sehe, wie äusserst albern hier der Ausdruck stehe, „wo du die Vornehmsten der Phäaken kennen lernen wirst“. Warum aber soll Nausikaa ihn nicht darauf vorbereiten dürfen, dass er im Palaste ihres Vaters die Vornehmsten zusammenfinden werde. Köchly lässt Nausikaa einfach sagen:

Ὄρσεο δὴ νῦν, ξεῖνε, πόλινδ' ἴμεν, ὄφρα σε πέμψω.

Als ob πέμψω hier so allein stehen könnte, wo es die Entsendung in die Heimat bezeichnen würde, es nicht den Zusatz forderte πρὸς δῶμα πατρός; darauf kommt es ja zunächst an, ja das ist das einzige, was Nausikaa noch für ihn thun kann, dass sie ihn anweist, wie er zum Palast ihres Vaters gelangt. Damit ist ihr Antheil an der Sache vorüber. Ihre Rede schloss ohne Zweifel ursprünglich mit V. 299; alles Folgende ist eine spätere Ausschmückung, wovon freilich Köchly nichts ahnt, obgleich der Widerspruch mit dem Folgenden offen vorliegt. Nausikaa sagt hier V. 305 ff., ihre Mutter werde er vor den Mägden spinnend sitzen finden. Aber davon ist im siebenten Buche nicht die geringste Spur. Sie sind eben mit dem Mahle fertig und spenden schliesslich dem Hermes. Als die βασιλῆες sich entfernt haben, sind König und Königin mit Odysseus allein. Und wie wäre es auch an sich denkbar, dass die Königin im Männersaale selbst bei der Tafel spänne! Das muss sie, wie Penelope, im Frauengemache thun; denn der Helena folgen δ, 121 ff. doch nicht alle Mägde, und wir haben bereits erkannt, dass jene Stelle sich als unecht erweist. Dass auch ζ, 52—55 eingeschoben sind, haben wir oben gesehen. Der Grund, weshalb ein Rhapsode die Anweisung, Odysseus solle sich an ihre Mutter wenden, am Schlusse der Rede der Nausikaa hinzufügt, liegt auf der Hand; er glaubte, was Odysseus wirklich 141 ff. thut, müsse ihm Nausikaa gerathen haben, gerade wie der Interpolator im ersten Buche aus ähnlichem Grunde die oben besprochenen Stellen in die grosse Rede der Athene einflickte. Nausikaa gedenkt ihrer Mutter gar nicht; das lässt der Dichter im siebenten Buche Athene thun, die ihn darauf hinweist, wie wichtig die Gunst dieser für ihn sei, und gerade dadurch wird der kluge Odysseus veranlasst, sich vor der Königin niederzuwerfen. So erst tritt der schöne Plan des Dichters, den die Eindichtungen so arg entstellen, in lichter Klarheit hervor.

Mit dem siebenten Buche beginnt Köchlys dritte Rhapsodie.

Was er hier in Uebereinstimmnng mit Kirchhoff gegen das Auftreten der Athene bemerkt hat, ist S. 75 f. zurückgewiesen. Dass V. 78 sich an ἀπεβήσετο ursprünglich αὐτάρ V. 81 angeschlossen habe, ist gleichfalls angegeben. Auch die Beschreibung des Palastes und der Gärten des Alkinoos gebe ich, wie glücklich sie auch ausgeführt sind (denn nicht alle Sänger, welche Zusätze machten, waren ohne dichterische Begabung), gerne preis, ja, ich bin geneigt, auf αὐτὰρ Ὀδυσσεύς sofort V. 135 folgen zu lassen:

Καρπαλίμως ὑπὲρ οὐδὸν ἐβήσετο δώματος εἴσω.

Nausikaa hat, wenn wir ihre Rode richtig mit V. 299 schliessen, die Schönheit des Palastes ihres Vaters gar nicht hervorgehoben.

An der Stelle von V. 136—138, welche von den Peisistrateern stammen sollen, denkt sich Köchly eine ausführliche Schilderung der den spinnenden Mägden vorsitzenden Königin und des von seinen Söhnen nmgebenen Königs. Das ist aber eben eine auf seine Auswerfung der βασιλῆες gegründete Einbildung. Wir möchten nns die βασιλῆες, die täglich im Palaste des Alkinoos schmausen, wie die Götter im Saale des Zens, um keinen Preis nehmen lassen. Dagegen müssen V. 195—225, wie schon angegeben, in Wegfall kommen. Sie sind ein Zusatz eines Rhapsoden, welcher den mächtigen Eindruck schildern wollte, den Odyssous anf Alkinoos geübt hat, der sich aber dabei sehr geschmacklos zeigte, besonders in der dem Odysseus zugeschriebenen Gefrässigkeit. Damit fällt aber keineswegs, wie ich früher glaubte, auch das Mahl selbst, V. 172—177, obgleich die Aufforderung, dieses dem Fremden zu Theil werden zu lassen, V. 166 etwas spät nachkommt. Aber diesen Vers können wir leicht entbehren. Dass dem Fremden, nachdem er aufgenommen war, Speise und Trank gereicht wnrde, verstand sich von selbst. So wird das Mahl auch α, 136. δ, 52 ohne weiteres aufgetragen, κ, 372, wenn dort 368—372 unecht sind, das Auftragen ohne besondere Erwähnung vorgesetzt.

An dem Widerspruche zwischen der Frage V. 237—239 und der Antwort nimmt Köchly (so wenig kümmert ihn oft das offenbar Ungehörige) nicht den geringsten Anstoss. In der Antwort wirft er mit den Alexandrinnern V. 251—258 aus. An dem jetzt wunderlich stehenden θυμηγερέων V. 283 geht er ruhig vorüber. Dass ich die Rede des Odysseus mit V. 277 schliessen zu müssen glaube, ist schon bemerkt. Damit fällt auch das Gespräch, das sich gerade an den zugedichteten Schluss der Rede anschliesst, wodurch denn die einfach schöne Dichtung wesentlich gewinnt.

Die Rettung durch Nausikaa lässt der Dichter, nachdem sie ihren Zweck erreicht, ganz fallen. Das nochmalige Auftreten der Nausikaa ϑ, 457—469 gehört in eine Nachdichtung. Beim Abschiede geschieht der Nausikaa gar keine Erwähnung; in seinem letzten Worte, wenn dies anders ursprünglich ist, wünscht Odysseus nur der Arete, dass sie sich in ihrem Hause erfreuen möge (ν, 61). Das darauf folgende παισί τε καὶ λαοῖσι καὶ Ἀλκινόῳ βασιλῆι ist des λαοῖσι wegen unpassend, da es kaum angeht, dies auf die Dienerschaft zu beziehen.

An das siebente Buch schliesst Köchly die 97 ersten Verse des achten an, von denen er nur V. 22 f. 58. 81. f. ausscheidet, die wir freilich auch alle für unecht erklären, aber nicht diese allein. Zunächst können wir die ganze Stelle von V. 7—23 nicht halten. Dass Athene erst in der Stadt herumgeht, als der König und Odysseus schon in der ἀγορῇ Platz genommen haben, ist unverständig, nicht weniger, dass Athene sich selbst hier bemüht, da ja die Herolde des Königs dazu vollkommen genügten, ja, auf eine grosse Masse der Versammelten es gar nicht ankam. Und hat der Herold des Alkinoos etwa aus irgend einem Grunde seinen Auftrag nicht vollzogen oder Alkinoos vergessen, ihn die Versammlung ansagen zu lassen? Und können unter dem ἕκαστος ἀνήρ V. 10 bloss die ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες verstanden werden? In der auch interpolirten Stelle β, 384 folgt auf V. 11 keine Rede. Dass der Vers steht, obgleich Athene die Rede an jeden einzelnen nacheinander richtet, lässt sich freilich mit den ähnlichen Fällen κ, 173. 547 vertheidigen. V. 16 findet sich das ganz allgemeine βροτοί. An V. 6 konnte sich unmittelbar V. 24 anschliessen, so dass die Art der Zusammenberufung nicht näher ausgeführt wurde. Aber die Anrede V. 27 f. passt weder für eine allgemeine Versammlung noch für die folgende Rede; denn in dieser spricht er zuerst von seiner Bereitwilligkeit, den Fremden, den er ihnen vorstellt, zu entsenden, wendet sich sodann an die κοῦροι, erst dann an die βασιλῆες. Ich habe früher die Anrede der κοῦροι zu entfernen gesucht, aber viel wahrscheinlicher ist die Anredeform getrübt, so dass diese ursprünglich etwa lautete:

Κέκλυτε, Φαίηκες ναυσικλυτοί, ὄττι κεν εἴπω.

Die geläufige Ansprache der Phäakersfürsten konnte leicht diese einzig passende Anrede an das ganze Volk verdrängen. Einen ähnlichen Fall haben wir *I*, 17, wie ich zu jener Stelle bemerkt habe.

Dass der grösste Theil des achten Buches hier ursprünglich fremdartig sei, wie schon Nitzsch gesehen hatte, darin stimmen

wir vollkommen bei. Ich weiss wohl, welches weite und wüste Gerede noch in neuester Zeit darüber verführt worden ist, aber kein Einsichtiger wird hieran irgend einen Zweifel hegen können. Leider hatte sich Welcker dazu verleiten lassen, durch eine feinsinnige, aber gewaltsame Deutung die drei von Demodokos vorgetragenen Lieder zu halten, weil diese ihm höchst willkommen waren, darauf seine Ansicht von den alten epischen Liedern zu stützen, wodurch er spätern Missverständnissen und schiefen Auffassungen Thor und Thür geöffnet hat; aber es war dies eben ein Irrthum des in Homer durchaus auf dem Standpunkte des Festhaltens stehenden, von epischem Geiste sonst mächtig durchwehten Mannes. Das doppelte Weinen des Odysseus, das beidemal von Alkinoos bemerkt wird, diesen aber erst beim zweitenmal veranlasst, den Sänger innehalten zu lassen und den Odysseus zur Erzählung seiner Schicksale aufzufordern, kann nicht ursprünglich sein. Wozu überhaupt dieses Weinen als zur Veranlassung jener Aufforderung, die, wo sie sich darbot, Alkinoos unmöglich unbenutzt lassen konnte? Fragen wir aber, welches von beiden Liedern ursprünglich, welches von dem eindichtenden Rhapsoden hinzugefügt worden sei, so dürfte wohl das gewöhnliche Lied als später zu betrachten sein, also der Sang von der Eroberung Troias durch die List des Odysseus, den jetzt sonderbar genug Odysseus von Demodokos verlangt, obgleich er durch das vorige, seinen Streit mit Achilleus behandelnde Lied so gerührt worden war, dass er dabei in Thränen ausbrach. Auch lässt sich der zweite Gesang viel leichter ausscheiden als der erste, sei es dass man auf V. 97 unmittelbar V. 537 oder auf V. 83 V. 522 folgen lässt. Im erstern Falle ist nicht allein das ungeschickte wiederholte Spenden in V. 89, den man freilich leicht auswerfen kann, sondern auch der Umstand auffallend, dass Alkinoos nicht gleich nach dem ersten Abschnitt den Sänger auffordert, den Sang abzubrechen, und es dürfte doch zu kühn sein, V. 87—92 fallen zu lassen, besonders weil, da das Lied bis zu Ende gesungen wird, doch auch angegeben werden muss, dass er nach dem Gesange das Gewand wieder zurückgezogen. Und musste es nicht den Phäaken auffallen, dass Odysseus beim Gesange sich immer verhüllt, wie man es thut, um seine Thränen zu verbergen (δ, 114 ff. 153 f.)? An der andern Stelle wird freilich das Weinen durch das Bild V. 523—531 überstark dargestellt, so dass man kaum begreift, wie den Phäaken ein solches Weinen unbemerkt geblieben sein sollte; aber man kann eben dies leicht ausscheiden, wie auch Köchly trotz der Schönheit der Vergleichung thut, und so würde auf V. 83 522 und dann die Stelle von 532

an folgen. In der weitern Rede des Alkinoos scheint uns Köchly mit Recht vieles als ungehörig gestrichen zu haben. Er lässt auf V. 544 sogleich 548—551. 555. 573 (mit der Aendernng *εἰπέ δ' ὅπῃ πλάγχϑης*) f. sich anschliessen und mit V. 577 schliessen. Aber anch der beibehaltene Vers 544:

Εἵνεκα γὰρ ξείνοιο τάδ' αἰδοίοιο τέτυκτο,

scheint mir ungeschickt, und ich sehe nicht, wie das *τῷ drum* sich darauf oder auch auf V. 541 f. beziehen kann. Aus der Antwort des Odysseus scheint sich mir zn ergeben, dass Alkinoos gar nicht nach seinem Namen gefragt hat, den er aus freien Stücken nennt. Diesen Punkt halte ich für ganz besonders wichtig. Er so wenig wie früher Arete fragt den seltsamen Gast nach seinem Namen; nur nach seinen Schicksalen, an welchen Orten er gewesen, erkundigt er sich theilnehmend, da dieser seiner vielen Leiden schon gegen die Königin gedacht hat (*η*, 242), und Alkinoos meint, die Erinnerung an sein eigenes Wehe presse ihm Thränen aus. Demnach glauben wir, dass auf V. 543 nnmittelbar V. 572 f. gefolgt seien; die Frage, warum er weine, V. 577, scheint mir auch unnöthig, und nur durch denjenigen hinzugefügt, der mit einer Beziehung auf den Sang von Troias Eroberung die Rede schliessen wollte.

So stimmen wir also in der Entfernnng des grössten Theils des achten Bnches mit Köchly überein, nur dass wir das Ausgeschiedene für eine Eindichtung eines oder mehrerer Rhapsoden halten, nicht für ein eigenes Lied. Wenn aber Köchly einen Beweis des spätern Ursprungs dieses Theils in dem *αὖτε* V. 444 findet, das auf *κ*, 28 deute, so ist es uns unbegreiflich, wie seine falsche Deutung des *αὖτε wieder* d. i. *zum zweitenmale* bei so so manchen ganz unbesehen Aufnahme gefunden hat, da *wieder, zum zweitenmale* bei Homer *αὖτις*, nicht *αὖτε* heisst, wenn man auch *αὖτε* an einzelnen Stellen *wieder* ungenau übersetzt hat, aber ohne an die *Wiederholung* zu denken. Dass *αὖτε* überhaupt nie die Wiederholung bezeichnet, habe ich in einem besondern den Homerischen Gebrauch erschöpfenden, in meinen „Homerischen Abhandlungen" wieder abgedruckten Aufsatze gezeigt. Die vermeinte Nachweisung dieses Widerspruchs beruht also auf einer sprachwidrigen Erklärung, bei welcher man im Lichte unserer so weit vorgeschrittenen Sprachkenntniss *ἀεσίφρονι ϑυμῷ* es für möglich hielt, Homer habe neben *αὖτις* in derselben Bedeutung *αὖτε* gebraucht, sogar an einer Stelle, wo *αὖτις* sehr wohl in den Vers geht, ja wohllautender ist. Warum nicht lieber frischweg, um wenigstens

die Sprache nicht zu verhöhnen, αὖτις geschrieben, und so durch Veränderung des Textes einen Widerspruch gewonnen?

2.

Haben wir schon in Köchlys dritter Rhapsodie grosse Willkür gefunden und zugleich das durch dieselbe erlangte Lied als eine arge Verzerrung erkannt, so steigern sich Kühnheit und Entstellnng in der vierten und fünften. In seinem zu Augsburg gehaltenen Vortrage bemerkte er, die ganze Nekyia mit ihrer Einleitung im zehnten Buche und dem Abenteuer auf Thrinakia sei dem ursprünglichen Apologe fremd gewesen; dieser habe das Kikonenabenteuer, die Lotophagen nnd die im schärfsten Gegensatz dazu gedachten Lästrygonen, den Aeolos und den das Schiff zertrümmernden Sturm, endlich das Landen bei Ogygia nmfasst. Den Dichter der vierten Rhapsodie habe die kurze Erzählung von den Lotophagen, die er im ursprünglichen Nostos vorgefunden, zum Kyklopenabenteuer, wie die gleichfalls dort gegebene von den Lästrygonen znm Kirkeabentener veranlasst, und er habe dann noch weiter die Sirenen nebst Skylla nud Charybdis eingeschoben; in diesen von ihm hinzugefügten Abenteuern seien wie in den ursprünglichen, bei dem einen dio von den Wilden drohenden Gefahren, bei dem andern die im fremden Lande wirkenden Locknngen die zu Grnnde liegenden Motive. Den Beweis für diese eigenthümliche Ansicht erwarten wir in der *dissertatio* II.

Hior werden wir zuerst belehrt, der Beweis, dass die Geschichte mit Thrinakia dem Gedichte von der Heimfahrt nicht angehört habe, liege in κ, 135 ff., wo Kirko Tochter des Helios nnd der Perse heisse; denn wäre sie eine Tochter des Helios, so hätte er in der Erzählung von den Rindern nicht unerwähnt lassen können, dass dieser ihr Grossvater (soll heissen *Vater*) sei. Mit Athetesen sei hier nicht auszukommen; denn wollte man κ, 137—139 ausscheiden, so trete man in Widerspruch mit der Regel der alten Dichter, die Abkunft genau anzugeben. Und gegen die Annahme, hier hätte nrsprünglich eine andere Genealogie gestanden, spräche der Umstand, dass eben koine andere Genealogio bekannt sei. Wolle man dagegen μ, 127—141 auswerfen, so gewinne man auch nichts, da die Hauptsache sich schon λ, 104—114 finde. Der Dichter hätte ja ganz verkehrt gehandelt, wenn er des Helios Tochter Kirko von allem andern, nur nicht von der auf Thrinakia drohenden Gefahr hätte erzählen lassen, dies vielmehr dem Teiresias zugetheilt hätto. Kirke habe gerade nur wegen der Rindor ihres

Vaters den Odysseus warnen müssen, das übrige sei Sache des Teiresias, der dies auch λ, 100 ff. erfüllen zu wollen scheine, aber diese Erwartung schmählich täusche.

Sehen wir näher zu, se ist es seltsam, wie Köchly übersehen konnte, dass derselbe Anstoss, den er an μ, 127—141 nimmt, auch dann bleibt, wenn diese Verse einem andern Dichter angehören; denn dass Kirke Tochter des Helios sei, musste auch dieser wissen, da sie, wie Köchly sagt, allgemein dafür galt, und wenn dieser Dichter es augenblicklich vergessen oder unbeachtet lassen konnte, so sehen wir nicht, warum der von κ es nicht auch habe thun und diese Verse ohne Andeutung, dass Helios Vater der Kirke sei, dichten können. Aber ich glaube wirklich, dass der Dichter die Abstammung von Helios nicht kannte, dass diese erst später hineingekommen, wo man in Anknüpfung an den Namen ihrer Insel Aeäa den Aeetes zu ihrem Bruder, und somit erst den Helios zu ihrem Vater machte, wie es auch die Folge der Bezeichnungen in V. 137 f. andeutet. Se gut Proteus bless als Meergreis und als Aegyptier bezeichnet wird (δ, 365. 385), so gut genügte bei der Göttin auf Aeaea das δεινὴ θεός, οὐδήεσσα. Freilich wird Kalypso α, 52 Techter des Atlas genannt, aber eben in der ausführlichen Rede der Athene, die den Namen ihrer Insel dort nicht nennt, wegegen bei ihrer ersten Erwähnung α, 14 nichts weiter steht als Καλυψώ, δῖα θεάων.[1]) Aber dieser Athetese bedürften wir zur Beseitigung des Köchlyschen Widerspruches um se weniger, als ich längst aus andern Gründen gezeigt habe, dass μ, 111—141. 264—269. 273 f. eingescheben sind. Zum Teiresias muss Odysseus eben, um das θέσφατον zu vernehmen: dass sie heil nach Hause zurückkehren, wenn sie die Rinder auf Thrinakia schonen, wenn sie sich aber daran vergreifen, alle Gefährten den Untergang finden, er selbst, falls er entrinne, spät und allein unter manchen Leiden zurückkehren werde.

Ueber den Ausfall des eilften Buches haben wir uns ver vielen

[1]) Derselbe, der κ, 137—139 einscheb, könnte auch μ, 3 f. verändert haben, dio man neuerdings zum Beweise missbraucht hat, dass die Geschichte von Kirke vom Argonautenliede beeinflusst worden sei. Dio Wohnungen und Reigentänze der Eos und der Aufgang des Helios auf der Insel bleiben immer senderbar, und kaum denkbar ist, dass der Dichter, der se viel von Kirke und ihrer Insel schon erzählt hat, diese genauere Beschreibung so spät nachgebracht hätte. Ich denke, dass hier ursprünglich statt μ, 3 f. nur gestanden haben kann:

νῆσόν τ' Αἰαίην, ὅθι Κίρκη δώματα ναίει,

die Erinnerung an don Aeetes und Helios aber einen Rhapsoden zu dieser unziemlichen Ausschmückung veranlasste.

Jahren bei Gelegenheit von Lauers *Quaestiones Homericae* geäussert, der dieselbe Ansicht weit ausgeführt hat [1]. Köchly will auf *κ*, 488 (an die Stelle von *κ*, 476—480 setzt er einen ganz neuen Vers, der sich eben nicht von selbst empfiehlt). *μ*, 23—32. *κ*, 480 (nur *ἐπέβην*). *μ*, 36—126. *κ*, 541—550. *λ*, 1—3, dann einen aus *λ*, 4 f. und *ν*, 76 geschnitzten Vers, endlich *μ*, 148—260 (ausser 176). und 260 (*ἐπεὶ Σκύλλην*). 405—453 (mit Ausnahme von 405 f.) folgen lassen. Eine hübsche Flickarbeit! Aber sehen wir näher zu, was auf diese Weise zu Stande kommt.

Kirke soll nach der jetzigen Flickerei dem Odysseus auf seine Bitte, ihn ihrem Versprechen gemäss nach Hause zu entsenden, erwiedern: „In meinem Hause sollt ihr nicht wider euern Willen bleiben. Auf, esst heute und trinket den ganzen Tag; morgen früh werdet ihr schiffen; ich will euch den Weg zeigen und guten Rath geben.“ Was soll hier die ungelegen zwischentretende Aufforderung, sich heute noch bei ihr gütlich zu thun? Man erwartet einfach die Erklärung, morgen früh werde sie den Odysseus entsenden. Dagegen stehen die Verse an der Stelle, aus welcher Köchly sie gezerrt hat (*μ*, 23 f.), durchaus entsprechend; denn unmittelbar vorher hat Kirke den eben aus dem Hades Zurückkehrenden Speise und Wein bringen lassen. Weiter findet sich jetzt bei Köchly:

Ὡς ἔφαθ', ἡμῖν δ' αὖτ' ἐπεπείθετο θυμὸς ἀγήνωρ,

nach einer nicht die abwesenden Gefährten, sondern den Odysseus ansprechenden Rede ganz ungehörig, ist dagegen *μ*, 28, wo Kirke eben alle angesprochen hat, durchaus an der Stelle. Sonderbar gibt jetzt Kirke ungefragt dem Odysseus in ihrem Bette den Rath; aber Odysseus stellte im ursprünglichen Zusammenhange, wo das Bett an der Stelle war, eine dringende Bitte. Wie viel schöner heisst es *μ*, 33: *Ἡ δέ με χειρὸς ἑλοῦσα—εἷσέ τε καὶ προσέλεκτο.* Das ist wahrlich das Gegentheil von *χρύσεα χαλκείων*. Weiter verliert *μ*, 37: *Ταῦτα μὲν οὕτω πάντα πεπείρανται*, jetzt alle Beziehung, während *ταῦτα* an der Stelle, aus der Köchly den Vers riss, auf die von Odysseus erzählte Fahrt in den Erebos geht. Gegen die daran sich schliessenden Belehrungen über die Sirenen, die Skylla und Charybdis lässt sich nichts weiter sagen, als dass Köchly die interpolirten Stellen nicht ausgeschieden hat, doch wollen wir darauf nicht näher eingehen. Wenn er aber auf *μ*, 126 *κ*, 541—550 folgen lässt, so hat er mit seiner gewohnten Sorglosigkeit nicht bemerkt, dass V. 545:

Ἀλλ' ἴομεν· δὴ γάρ μοι ἐπέφραδε πότνια Κίρκη,

[1] Vgl. jetzt meine „Homerischen Abhandlungen“ S. 140 ff.

gar nicht passt. Was heisst denn hier ἐπέφραδε? Was hat sie ihm denn gesagt? Ein unbestimmtes *es* kann hier unmöglich genügen, es müsste wenigstens ein ὁδόν oder νόστον stehen, das nicht aus dem Vorhergehenden ergänzt werden kann. Dagegen steht ἐπέφραδε in der überlieferten Folge ganz an seiner Stelle. Die Gefährten haben ihn dringend gebeten, an die Heimkehr zu denken. Am Abend ist er zur Kirke gegangen; als er am Morgen zurückkehrt, sagt er ihnen: „Lasst uns gehn! denn Kirke hat es gesagt (gestattet, dass wir gehen)". Nach Köchlys Umstellung kann ἐπέφραδε diesen Sinn hier nicht haben, da Kirke selbst ihnen am vorigen Morgen gesagt hat, sie sollten in der nächsten Frühe abfahren. Die ganze Ankündigung κ, 548—552 passt gar nicht, wenn die Gefährten, wie es bei Köchlys Umstellung der Fall ist, schon wissen, dass ihnen Kirke auf heute die Abfahrt gestattet hat.

Auf den Schluss des zehnten Buches sollen die Anfangsverse des eilften und aus dem zwölften V. 153—260 folgen; das müssen wir uns schon gefallen lassen, wenn wir auch einzelnes an dieser Stelle als interpolirt auswerfen. Wenn aber nun, nachdem sie der Skylla und Charybdis entronnen sind, ganz unvermuthet der Sturm kommt, Zeus das Schiff durch den Blitzstrahl trifft, alle Gefährten ertrinken, er selbst auf dem mit dem Maste zusammengebundenen Kiele wieder an der Charybdis vorbei muss und mit Noth sich auf Ogygia rettet, so ist dieses eine Aermlichkeit, mit der wir den Dichter und uns zu verschonen bitten. Odysseus soll keine Ahnung von diesem Unglück haben, er und die Gefährten durch keine Schuld sie herbeigezogen haben, der Kluge, der den Sirenen, der Skylla und Charybdis entgangen ist, fast hinterlistig durch Zeus zu Grunde gerichtet werden. Ich kenne die epische Dichtung der Griechen nicht oder so etwas ist eine bare Unmöglichkeit! Freilich äussert auch nach der überlieferten Gestalt des Gedichtes Odysseus gar nicht, dass er darin die Strafe des Frevels erkennt, aber dessen bedarf es nach der Tödtung der Rinder des Helios, deren verderbliche Folgen ihm Teiresias geweissagt hat, eben nicht, wogegen bei dem ganz unverhofften schrecklichen Unheil Odysseus sich in bittern Klagen ergehen müsste. Und wie höchst ärmlich lässt Köchly den Dichter fortfahren, der nach der kurzen Angabe: „Als wir nun Skylla und Charybdis verlassen hatten", sogleich unvermittelt anknüpfen soll, „da zog Kronion über dem Schiffe eine dunkle Wolke zusammen". Wie viel schöner wird μ, 403 f. geschildert, wie sie von der Insel bei ruhigem Wetter abgefahren waren und sich gerade mitten auf der See befanden, als ein

schrecklicher Sturm sich erhob! Nein, der Sturm ist ohne den Frevel der Gefährten nndenkbar, und so hat Köchly auch hier auf einen ganz haltlosen Einfall hin die schöne Dichtnng verstümmelt.

Ueber den Anfang seiner vierten Rhapsodie haben wir nicht viel zu sagen, da diesen das neunte nnd zehnte Buch mit wenigen Ausscheidungen bilden, wobei er vieles höchst Bedenkliche ruhig beibehält, doch auch daranf gehen wir nicht näher ein. Uns genügt es, die Ungehörigkeit der wenigen beigebrachten Beweise und die Entstellung der Dichtung durch seine gewaltsamen Umstellungen nachgewiesen zn haben.

Wenden wir uns zur ungewöhnlich kurzen, trotz aller Einschiebungen keine 250 Verse betragenden fünften Rhapsodie von des Odysseus Abfahrt, so wird diese durch folgende Stückelei gewonnen: *ν*, 1—3. *λ*, 366—369 (der nur beginnen soll *ἀντιθέων ἑτάρων*). *ν*, 4 (am Anfange *ἀλλ' ἐπεὶ οὖν*)—9. *ϑ*, 392 f. 398 f. 486—489 (*νεῖκος* statt *οἶτον*). 491—493. 496—521. *ν*, 29—35. *ϑ*, 417—420. 423—425. 430—432. dann ein aus *ϑ*, 433 und 438 mit einem *ϑοῶς* in der Mitte zusammengearbeiteter Vers. *ϑ*, 439—448. *ν*, 36—62. darauf ein Vers aus *ν*, 63 und *η*, 139. *ϑ*, 457—468. *ν*, 63—119. 125—135. 137—184. 186. Das ist ein gar buntes Mosaik!

Alkinoos soll zunächst auf die Erzählnng des Odysseus bemerken, er halte ihn nicht für einen Betrüger, der Lügen erdichte, sondern für einen verständigen Mann, der die Kunst der Rede meisterlich verstehe. Wie viel besser stehen die Verse *λ*, 363 ff. als Einleitung znm Verlangen, er möge noch weiter erzählen! Höchst ungehörig schliesst sich hier daran: „Aber nun sollst du zurückkehren.“ Ganz passend dagegen ist es, wenn Alkinoos in unserer Odyssee auf die Art der Erzählung nicht eingeht, sondern durch die Theilnahme, die des Odysseus Schicksale in ihm erregt haben, zur Betheuerung bewogen wird, er brauche nicht zu fürchten, jetzt noch einmal in die Irre zu fahren. An jene Betheuerung, er halte ihn nicht für einen Betrüger, lässt Köchly den Alkinoos den Vorschlag anreihen, jeder der Fürsten solle ihm Mantel und Leibrock und ein Talent Geld schenken, indem er an die Stelle von *ν*, 10—15 die Verse *ϑ*, 392 f. setzt. Die Phäaken, behauptet er, hätten dem Odysseus nur Kleider und Gold geschenkt, wofür er sich auf *ϑ*, 392 f. 438—441 beruft, die wir zur grössern Eindichtung des achten Buches ziehen; er muss aber nicht bloss *ν*, 19, sondern auch *ν*, 136 tilgen. Streicht man aber *ν*, 12, welcher Vers eben mit Bezug auf die bezeichneten spätern Stellen in *ϑ* eingeschoben ist, so beziehen sich die beiden vorhergehenden

Verse auf die Geschenke, welche Alkinoos selbst für Odysseus schon bereitet hat. Freilich V. 14 f. erregen auch uns Anstoss, aber auch sie sind ein unglücklicher, sachlich und sprachlich anstössiger späterer Zusatz, wonach denn die Singulare V. 13 auf das deuten, was jeder einzelne gibt. Auch sonst steht ja häufig der Singular statt des Plurals, wie ϑ, 131. ι, 50. *E*, 483. *K*, 259. *Λ*, 416. *Π*, 159, *X*, 21, und in der freilich spätern Stelle ϑ, 389 ganz ähnlich *δῶμεν ξεινήιον.*

In der Rede des Alkinoos ν, 4 ff. finden wir aber noch einen andern Mangel. Odysseus weiss im Folgenden, dass er erst am andern Abend abfahren werde. Das hat ihm aber Alkinoos nicht gesagt; freilich sagt er es ihm nach der jetzigen Anordnung und auch nach Köchlys Herstellung, η, 317 ff., aber die Zeitangabe kommt dort eben viel zu frühe. Es genügt, dass Alkinoos η, 192 ff. den Fürsten sagt, er wolle morgen in der Versammlung die Entsendung vorschlagen, und selbst in dieser bestimmt er die Zeit noch nicht. Auch passt die dortige Zeitbestimmung nicht; denn *αὔριον* deutet auf den Tag der Versammlung und der Erzählung des Odysseus, der erst am folgenden Abend scheidet. Diesem Widerspruch entgehen wir freilich durch Köchlys Umstellungen. Wir haben oben gesehen, dass η, 278—333 später eingeschoben sind. Die Stelle, wo Alkinoos die Zeit der Abfahrt dem Odysseus angeben muss, ist eben zwischen ν, 6 und 7. Schwerlich that er es ganz in derselben Weise, wie η, 317—320, die sich freilich wohl anschliessen würden; denn die sonderbare Bezeichnung *ἐς τόδε αὔριον ἐς* dürfte, wie man sie auch fassen mag, kaum des Dichters würdig sein.

Köchly findet die rasche Erzählung in ν, 16—28 nach der ausführlichen Schilderung der Versammlung, des Gesanges des Demodokos und der Erzählung des Odysseus so unbegreiflich, und zugleich so ungemein nüchtern, dass er die ganze Stelle für die Arbeit eines Flickschneiders erklärt, und in seiner Weise fällt es ihm nicht schwer, die Stücke, die hier zusammengenäht seien, nachzuweisen. Wir kennen diese Weise Köchlys schon von der Ilias her, wo er vortreffliche Stellen auf solche Weise verleumdet hat. Was hat er aber denn wirklich nachgewiesen? denn dass der Dichter sich nicht scheute, gangbare Formelverse in passender Weise zu verwenden, verdient keine Erwähnung. *Νῆαδ' ἐπεσσεύοντο, sie begaben sich zu Schiffe,* soll hier albern angewandt und aus *νῆας ἐπεσσεύοντο B,* 150 genommen sein. Aehnlich heisst es auch vom Volke *ἀγορήνδε ἐπεσσεύοντο B,* 207 f., von den Rindern *ἐπεσσεύοντο νομόνδε Σ,* 575. Das *rasche*

Hingehen liegt nicht in dem Worte, das nur die Bewegung auf einen Ort oder Gegenstand hin bezeichnet. Die Bedeutung des Eileus hat man eben nur in σεύειν, ἐπισσεύειν hereingetragen. Vgl. δ, 841. ε, 314. ζ, 20. Selbst ἐσσύμενος geht nur auf das *dringende* Verlangen. Das φέρον δ' εὐήνορα χαλκόν soll derselbe dürftige Geist hervorgebracht haben, der in der schlechten, sehr späten Stelle δ, 621—624 schrieb φέρον δ' εὐήνορα χαλκόν, wo doch εὐήνωρ noch viel besser vom Weine als hier vom Erze stehe. Warum soll das funkelnde Erz der Dreifüsse und Kessel nicht so gut *erfreuend* heissen können wie der Wein? Wenn man vom Metallglanze γελᾶν braucht (*T*, 362), so wird doch der Dichter auch wohl das funkelnde Metall *erfreuend* nennen dürfen. So etwas wagt kein Stümper! Und an dem Gebrauche von φέρον *liessen bringen* (ζ, 74, ι, 212) und χαλκός (vgl. ϑ, 426) wird auch Köchly keinen Anstoss nehmen. Wenn καὶ τὰ μὲν εὖ κατέϑηκεν V. 20 aus *Δ*, 112 genommen sein soll, obgleich dasselbe nicht bloss ν, 370, sondern, was Köchly übersah, in der ersten Person auch ι, 329 steht, so weiss man kaum, was man zu einer so wohlfeilen Verdächtigung sagen soll. Darf etwa ein Dichter εὖ καταπιϑέναι in der Bedeutung *sorgsam niederstellen* nicht gebrauchen, ohne befürchten zu müssen, man werde ihm sagen, er habe es aus dieser oder jener Stelle gestohlen, wo er es auch gebraucht hat? Wer gibt denn Köchly zu solchem widersinnigen Verfahren ein Recht? Die Bemerkung, die neuern Dichter, d. h. die Dichter der von Köchly für später erklärten Stellen, hätten ἱερὸν μένος Ἀλκινόοιο angenommen, sollte gar nicht für möglich gelten, da ja auch Köchly nicht leugnen kann, dass es an ganz alten Stellen sich findet. Dass Alkinoos die Dreifüsse und Kessel unter die Ruderbänke stellt, damit sie die Ruderer nicht hindern, soll gar aus ι, 99 genommen sein, wo Odysseus die Gefährten, welche bei den Lotophagen zurückbleiben und ihm entlaufen wollten, im Schiffe bindet, nachdem er sie unter die Ruderbänke gezogen. Hätte nicht Köchly selbst dies nachweislich drucken lassen, man würde eine solche Aeusserung für eine Parodie seiner eklen Verdächtigungsweise halten. Dass βλάπτει einmal den Vers beginnt, wie hier βλάπτοι, dass ὁπότε σπερχοίατο noch *T*, 317 (aber auch γ, 283!), dagegen σπέρχεσϑαι nur hier mit einem Dativ vorkommt, will gar nichts sagen. Σπέρχεσϑαι ἐρετμοῖς bezeichnet eben treffend die anstrengende Arbeit des Ruderns. Vgl. ν, 78. Das εἰς Ἀλκινόοιο V. 23 lässt Köchly aus ἐς Ἀλκινόοιο ϑ, 418 stammen. Als ob dieser Gebrauch des ἐς und ἐν mit dem Genitiv ohne die Bezeichnung des Hauses nicht bei Homer gänge und

gäbe wäre, der sogar εἰς ἡμετέρου, εἰς Αἰγύπτοιο wagt. Δαῖτ' ἀλεγύνειν kann laut Köchly nur aus ἀλεγύνετε δαῖτα oder δαῖτας an drei andern Stellen genommen sein; mit δαῖτας kommt auch ἀλεγύνειν λ, 185 f. vor. Τοῖσι δὲ βοῦν ἱέρευσε V. 24 lässt Köchly aus *H*, 314 und *B*, 402 abschreiben *(descripsit)*; an der erstern Stelle steht derselbe Versanfang, an der andern beginnt der Vers mit αὐτὰρ ὁ. Ist etwa auch βοῦν ἱέρευσε *H*, 314 aus *B*, 402 abgeschrieben? Und lag der Gebrauch des τοῖσι so fern, dass er unserm Dichter, dessen Muttersprache das Griechische doch hoffentlich war, nicht zu Gebote gestanden hätte? V. 25 findet sich schon ι, 552, und das Recht, denselben Vers wieder zu gebrauchen, wird man dem Dichter doch wohl nicht absprechen; aber er soll hier *ubertate sua in his angustiis male conspicuus* sein. Aber warum soll der Dichter hier nicht hervorheben, dass Alkinoos dieses Opfer dem Zeus als höchstem Gebieter bringe. Uebrigens steht der Vers ganz so, wie ι, 552, wo auch ein Ζηνί oder Διί genügt hätte, aber die Bezeichnung bloss aus epischer Bequemlichkeit zu einem ganzen Verse ausgeweitet wurde. V. 26 soll μῆρα δὲ κήαντες aus μῆρ' ἐκάη und πῦρ κήαντες gemacht sein? Welch einen mit Homer ungemein vertrauten ABC-Schüler glaubt Köchly vor sich zu haben? Hatte er etwa seinen Damm oder Seber immer auf dem Pulte liegen, wie Wieland den Adelung? Der Verschluss δαίνυντ' ἐρικυδέα δαῖτα konnte unser Dichter eben so gut sich aneignen, wie der von Buch γ und ν. V. 27 findet sich schon Σ, 604; dass er dort ursprünglich gewesen, möchte schwer zu erweisen sein. Auch ist die Frage, ob der Schild des Achilleus älter als unsere Stelle sei, kaum ganz sicher zu entscheiden. Dagegen möchte ich unsere Stelle für früher halten als ϑ, 472, wo sich, wie hier, der Versanfang Δημόδοκος, λαοῖσι τετιμένος, nur im Accusativ, findet. Und mit solchen Beweisen glaubt Köchly im Ernste *etiam incredulo cuiquam* die Flickarbeit dieser Verse erwiesen zu haben! das wagt er *gravisima argumenta* zu nennen! Er hat eben nur wieder ein neues Beispiel gegeben, wie leidenschaftliche Hast, einen Satz zu erweisen, einen gescheiten Mann zu den abenteuerlichsten Dingen verleiten und auf das unglaublichste verblenden kann. Seine Beweise halten nirgends Stich, sie entstellen das Allereinfachste auf die wunderlichste Weise, indem sie einen Dichter, einen geborenen Griechen voraussetzen, der auch nicht drei Worte selbständig sagen oder aus der allgemein verbreiteten epischen Sprache den Ausdruck schöpfen könne, sondern aus seinem Homer sich alles mit unendlicher Mühseligkeit zusammenklaube. Die Wissenschaft kann einen solchen leidigen Versuch nur in ihr Curiositätenkabinet verweisen.

Aber auf der Voraussetzung, die Flickarbeit von V. 16—28 unwidersprechlich erwiesen zu haben, und auf dem falschen Verdachte gegen V. 10 ff. beruht Köchlys ganze Herstellung dieser fünften Rhapsodie. Da nämlich durch Wegfall jener Verse eine Lücke entsteht, auch an der Stelle von V. 10—15 die wirklich von den Fürsten verlangten Geschenke angegeben sein müssen, so trägt er kein Bedenken, die Stelle des achten Buches von den Geschenken hierher zu versetzen. Hierbei bemerke ich, dass jetzt τῶν nach ὑμέων, zu dessen näherer Bestimmnng V. 8 f. dienen, nicht so gut passt, wie in der Verbindung ϑ, 390 ff. Da nun, wenn man die Stelle von den Geschenken herübernehme, vor αὐτὰρ Ὀδυσσεύς V. 28 eine Lücke bleibe, so kommt ihm der Einfall, ursprünglich habe davor gestanden: Ταῦτ' ἄρ' ἀοιδὸς ἄειδε περικλυτός und dasjenige, was vor diesem Versanfang ϑ, 486—520 sich findet, mit Ausnahme von ein paar ungehörigen Versen. So, meint er, werde das sonst unerträgliche Schweigen der Versammelten glücklich beseitigt. Aber wie sollte Odysseus, der, wenn er, wie Köchly annimmt, weiss, dass er heute Nacht noch abreisen wird, das Verlangen an den Sänger stellen, ihm die Geschichte vom hölzernen Pferde zu singen, wodnrch sein Schmerz noch mehr erregt werden müsste als beim frühern Gesange? Sein ganzer Sinn muss von der nahen Heimreise erfüllt sein, und dass dies der Fall ist, zeigen auch die von Köchly beibehaltenen Verse ν, 28 ff. Wie könnte ein verständiger Dichter dazu gekommen sein, den Odysseus einen Gesang fordern zu lassen, an dem er, wie nahe er ihn auch berührt, gar keinen Theil nimmt? Und musste er nicht am Schlusse wenigstens ein paar Worte der Anerkennung und des Dankes an den Sänger richten, was wir, besonders nach den Worten ϑ, 496 ff. erwarten, und im achten Buche eben nur dadurch verhindert wird, dass Odysseus in Thränen zerfliesst. Der Eindichter im achten Buche hatte bei diesem Liede des Demodokos seinen guten Zweck; Odysseus sollte dadurch noch tiefer gerührt werden. So trefflich es dort zur Absicht des Eindichters stimmt, so ungehörig ist es hier. Wir haben aber auch noch einen besondern Beweis, dass das Lied hier nicht gestanden haben kann. Köchly streicht freilich die, wenn das Gedicht hier stehen soll, unmöglichen Verse 494 f. Seine Gründe dafür treffen aber nicht; denn δόλῳ, nicht δόλον, wird die richtige Lesart sein, und das unbestimmtere ἤγαγε *(brachte)* ist keineswegs so albern, wie Köchly meint. Ja, V. 494 f. sind zur Bezeichnung des von Odysseus verlangten Liedes unentbehrlich; denn nicht bloss das hölzerne Pferd soll er singen, sondern ganz besonders

die durch dessen Hülfe geschehene Eroberung Troias, was durch den Relativsatz näher bezeichnet wird, gerade wie *α*, 1 ff., wo der Relativsatz die Irrfahrten des Odysseus als eigentlichen Gegenstand des Gesanges hervorhebt. So wie nun dieser Gesang viel besser an der Stelle passt, aus welcher ihn Köchly gerissen hat, so wird man auch gestehen müssen, dass die Bemerkung (*ν*, 28 ff.), Odysseus habe oft das Haupt gegen die Sonne gewandt, mit dem Wunsche, dass sie untergehe, besser sich für einen Tag schickt, von dem noch ein grosser Theil übrig ist, als für einen, an dem bereits so viel gesungen, erzählt und geschehen ist.

In wunderlichster Weise schliesst Köchly nun an *ν*, 35 die Stelle von den Geschenken *ϑ*, 417—448 mit willkürlicher Ausscheidung der Rückkehr des Alkinoos und des Odysseus vom Markte wie auch des Bades an, ohne zu ahnen, wie wenig diese Stelle ihrer Fassung nach dem echten Dichter ziemt. Ich will nicht viel Gewicht darauf legen, dass Alkinoos der Arete einen Becher zum Packen in die Kiste gibt, den sie nicht hineinthut (denn die von Köchly ungerügt durchgelassenen Verse 430—432 sind unzweifelhaft zu streichen), aber Alkinoos gedenkt ja gar nicht der Geschenke der Phäaken, die doch den hauptsächlichsten Inhalt der Kiste bilden, befiehlt seiner Frau, bloss einen Leibrock und Mantel in die Kiste zu thun (so ärmlich sind seine Geschenke, während die Fürsten noch ein Talent Gold dazu thun müssen); erst beim Einpacken ist auch von den Geschenken der Fürsten die Rede. Und wie ungeschickt sind die von Köchly sprachwidrig (vgl. S. 102) verwandten Verse 444 f.? Wie kann Arete andeuten, auf der Reise (und es ist ja nur von der jetzigen Heimreise die Rede) möchte einer die Kiste öffnen wollen, wenn ihn der Schlaf befalle. Traut sie so wenig ihren Phäaken? Und das *ὁππότ' ἄν—ὕπνον* ist durchaus nicht an der Stelle, da ja überhaupt vorausgesetzt wird, Odysseus werde während der Fahrt schlafen. [1]) Wer Gefühl für Angemessenheit hat, wird mir zustimmen, dass nichts Unpassenderes gedacht werden kann als *ν*, 35 von *ν*, 36 zu trennen. Sobald der lang ersehnte Untergang der Sonne erfolgt ist, muss Odysseus auf die Abreise dringen. Köchlys ästhetisches Gewissen ist aber so wenig fein, dass er unmittelbar auf:

Ὡς Ὀδυσεῖ ἀσπαστὸν ἔδυ φάος Ἠελίοιο,

[1]) Sollte es zufällig sein, dass auch die beiden einzigen Stellen, wo *αὖτε* nach *ὅτ' ἄν*, wie hier nach *ὁππότ' ἄν*, steht, *H*, 335. 459, zu einer spätern Interpolation gehören?

noch den aus der Scene in Buch ϑ entnommenen Vers folgen lässt:

Δύσετο τ' ἠέλιος, καὶ τῷ κλυτὰ δῶρα παρῆεν.

So geht denn dem Zuhörer glücklicherweise die Sonne zweimal hintereinander unter, wofür er sich in Heidelberg gebührend bedanken möge.

Zum Schlusse aber möchte Köchly den Odysseus auch noch von Nausikaa Abschied nehmen lassen. Drum gilt es ihm zunächst den Vers ν, 65 als unpassend im jetzigen Zusammenhange nachzuweisen. Da es hier heisst, Odysseus habe nach der Abschiedsrede die Schwelle überschritten, spottet er, dieser stehe mit dem Sprunge eines Seiltänzers, ohne das Gemach zu durchschreiten, gleich an der Schwelle. Aber ὑπὲρ οὐδὸν ἐβήσετο bezeichnet eben das Verlassen des Gemaches, wie οὐδὸν ὑπέρβη ϑ, 80, das ρ, 30, ψ, 88 sogar nach εἴσω κίεν und εἰσῆλϑεν steht, ὑπὲρ οὐδὸν ἐβήσετο η, 135 vom Eintritte. Ganz ähnlich heisst es δ, 828 vom Traumbilde: Ὣς εἰπὼν σταϑμοῖο παρὰ κληῖδα λιάσϑη. Das Durchschreiten des Gemaches braucht der Dichter eben so wenig, wie sonst alle Nebenzüge, zu bezeichnen. Wie viel auffallender ist manches andere, wie dass wir δ, 311 von Menelaos lesen, er habe sich neben Telemachos gesetzt, ohne dass gesagt ist, beide hätten den Männersaal betreten, dass Γ, 259, des Herabsteigens vom Thurme nicht gedacht wird, nur des Besteigens des Wagens, Δ, 148 nicht des Herzueilens des Agamemnons, der ohne weiteres dem Menelaos zur Seite steht? Will Köchly einmal die Ilias und Odyssee aufmerksam mit Rücksicht auf die in der Darstellung übergangenen Züge durchmustern, so wird er gar manches dieser Art antreffen. Vgl. oben S. 43. Genug, er setzt nach ν, 62:

Ὣς εἰπὼν διὰ δῶμα πολύτλας δῖος Ὀδυσσεύς, [1])

damit er ϑ, 457—467 unmittelbar anschliessen kann. Dass dies aber nicht möglich ist, entgeht ihm völlig. Wenn Nausikaa, wie es hier heisst, an dem Pfeiler des Gemaches steht, so kann dies, da Odysseus zur strassenwärts gelegenen Thüre gehen muss, nur der Pfeiler zunächst dieser Thüre sein. Wie gelangt aber Nausikaa hierher, die, wenn sie aus dem Frauenzimmer in den Männersaal tritt, zur entgegengesetzten Thüre hereinkommt? Soll sie etwa an Odysseus vorübergeschlichen sein oder befand sie sich

[1]) Διὰ δῶμα steht nur mit vorangehendem βῆ (η, 139. σ, 153) und βὰν δ' ἴμεναι (σ, 341) nie so, dass, wie hier, das Zeitwort erst im nächsten Verse folgt.

im Saale bei den übrigen Kindern des Alkinoos, war aber aufgestanden? Odysseus müsste sie schon früher gesehen und würde sie angeredet haben, wenn sie überhaupt im Saale gewesen wäre und der Dichter noch auf sie Rücksicht hätte nehmen wollen. Das Schlimmste ist, dass, während Alkinoos und Arete sich von Odysseus zum Abschiede anreden lassen, das unschicklich an den äussersten Pfeiler des Gemaches gelaufene Töchterlein ihn selbst anspricht und seinem Andenken sich empfiehlt, indem es der Wohlthaten gedenkt, die der Gast ihm verdanke. In der Eindichtung des achten Buches steht doch Nausikaa am hintern, dem Frauengemache nahen Pfeiler, wo sie mit Bewunderung den aus dem Bade zum Saale zurückkehrenden Odysseus schaut. Auch dürfte der Wunsch nach einer glücklichen Heimkehr in dem Augenblicke, wo Odysseus eben zum Schiffe gehen will, in der Art, wie er hier V. 465 f. erscheint, kaum dem Augenblick angemessen sein. Der Homerische Dichter ist gar nicht zu rührenden Scenen geneigt, die er, wo sie nicht in dem Laufe der Begebenheiten nothwendig sich ergeben, übergeht. Von einem rührenden Abschiede von Kirke und Kalypso findet sich keine Spur, und eben so wenig benutzte der echte Sänger der Heimfahrt seine Nausikaa in ähnlicher Weise, wie tief poetisch auch ein Dichter wie Goethe das Verhältniss empfand und es zu ergreifender Tragik sich ausbildete. Köchlys Versuch, den Scheidenden noch von Nausikaa begrüssen und um sein Andenken bitten zu lassen, ist eben so verfehlt, wie die sonstige Ausfüllung der vermeintlichen Lücke. Diese zuletzt von Odysseus Abschied nehmende Nausikaa ist gerade so modern, als es eine Begleitung des Alkinoos oder eines seiner Söhne an das Schiff sein würde; nur ein Herold zeigt dem Scheidenden den Weg. Freilich ν, 63—185, womit Köchly die fünfte Rhapsodie endet, schliessen sich zur Noth auch an die von Odysseus an Nausikaa gerichtete Erwiederung. Wir halten hier die von Köchly nicht angefochtenen Verse 66—69 und 71 f. für später eingeschoben. Für Speise und Trank zu einer Reise, die man während des Schlafes vollendet, zu sorgen, ist so unnöthig, dass es nur einem gedankenlosen Rhapsoden einfallen konnte, der auch nicht bedachte, dass man, wenn dies anders nöthig wäre, nicht erst zur dunklen Nachtstunde dafür sorgen würde. Freilich hat Köchly davon eben so wenig wie Kirchhoff etwas gemerkt.

Von allem, was Köchly gegen den Anfang von Buch ν bemerkt hat, bleibt nur das stehen, dass die Darstellung in V. 17 etwas übereilt ist. Ja wir gehen weiter und vermissen nach *οἱ μέν* einen Gegensatz, wie er in allen ähnlichen Stellen (*α*, 424.

η, 229. Δ, 606. Ψ, 58) sich findet. Vor V. 17 erwartet man den Vers:

Αὐτὰρ ἐπεὶ σπεῖσάν τ' ἔπιόν θ', ὅσον ἤθελε θυμῷ,

nach ihm etwa einen Vers:

Αὐτὰρ ὑπ' αἰθούσῃ κατελέξατο δῖος Ὀδυσσεύς

(vgl. η, 344 f. Ι, 690), und dann die Schlussverse von η, da eine Angabe des Sonnenunterganges nicht durchaus nöthig war. Die Darstellung des andern Tages konnte freilich keinen reichen Stoff bieten, und daher nur mager ausfallen. Ja, ich glaube, wir haben auch hier noch einen fremden Zusatz auszuscheiden. Nach dem Abschiedswunsche an Alkinoos scheint mir der besondere Abschied von Arete, die gar nicht einmal darauf erwiedert, um so störender, als er bei der Spende an die Götter erfolgt. Da schon erwähnt ist, dass die Entsendung erst nach der Spendung erfolgen soll (39. 51 f.), so könnte sich an V. 55 sehr wohl V. 64 mit τῷ δ' ἅμα anschliessen. Sollte man etwa fragen, weshalb der Dichter den Odysseus erst in der folgenden Nacht abfahren lasse, so lässt sich darauf kaum eine genügende Antwort geben, und so wäre es freilich möglich, dass Alkinoos ursprünglich den Odysseus noch in derselben Nacht abfahren liess, die Verzögerung nur durch die Eindichtung im eilften Buche, wo schon der Nacht gedacht wird (373 f.), veranlasst worden wäre, wonach auch das αὔριον ἐς in der freilich auch nicht ursprünglichen Stelle η, 317 f. zu Recht bestände und der Befehl an die κοῦροι ϑ, 38 f. entsprechender wäre, da dort nur des gegenwärtigen Tages gedacht wird. Dann würde vor ν, 4 die Ankündigung gestanden haben, dass er mit Sonnenuntergang abreisen solle, weil die Phäaken nur in der Nacht Gäste übers Meer führen. An der Stelle von V. 17—30 hätten wir uns wohl bloss den Befehl an die Fürsten zu denken, die Geschenke aufs Schiff zu besorgen (vgl. ϑ, 399), woran sich dann ν, 31—95 mit Ausnahme der von uns ausgeschiedenen Stellen anschlössen. Nichts aber kann irriger sein als die von Köchly vermuthete Ausweitung. Freilich wird seine fünfte Rhapsodie sehr kurz; aber was soll's? Beruht sie ja überhaupt auf blosser Einbildung. Wurde das grosse Gedicht in einzelnen Rhapsodien gesungen, so konnten wohl ε und ζ als erste, η, ϑ und ι als zweite, κ und λ als dritte und μ—ν, 95 als vierte Rhapsodie gelten, wobei freilich die dritte und vierte eines besondern Einganges bedurften.

Wir sind hiermit eigentlich zu Ende; denn es hat sich uns

ergeben, dass die Gründe, auf die Köchly fusst, insofern er solche überhaupt anführt, auf Missverständniss beruhen oder das nicht beweisen, was aus ihnen folgen soll, uud dass die von ihm hergestellte Gestalt des Nostos der Odyssee eine arge Entstellung der schönen Dichtung ist. Aber werfen wir noch einen Blick auf seine Herstellung seines ältern Nostos, welchen der Dichter des in der Odyssee vorliegenden benutzt, erweitert und zum Theil verdorben haben soll. Hier ist das Gebiet bodenloser Vermuthung natürlich noch grösser, an eigentliche Beweise noch viel weniger zu denken. Kalypso soll dem Odysseus verkündet haben, dass er beim Lande der Phäaken ankommen werde. Ehe er hier erwacht, kommt Athene zu ihm; sie wird ihm auch wohl Kleider gegeben und ihn mit Speise und Trank erquickt haben, worüber wir bei Köchly eben so wenig hören als unter welcher Gestalt sie ihm erschienen sei. Denn hier besteht gerade eine Lücke, über die kein näherer Nachweis gegeben wird. Vor der Stadt begegnet ihm dann Athene, wie in unserer Odyssee. Aber der Arete gedenkt sie gar nicht, nur der Fürsten. Der Beweis dafür soll darin liegen, dass von einem besondern Einfluss der Arete auch in unserer jetzigen Odyssee keine Spur ist; warum aber denn nicht in dem ältern Nostos, dessen Absichten der neuere Dichter auch sonst ja nicht überall durchgeführt haben soll? Wirft doch Köchly auch aus dem sechsten Buche unserer Odyssee die Fürsten heraus, die sich beim ältern Dichter gefunden haben sollen; könnte bei diesem denn auch nicht Arete wirklich einen bedeutenden Einfluss geübt haben, wovon nur schwache Spuren sich erhalten hätten? Aber wir haben oben gezeigt, wie die Hinweisung der Athene auf Arete aufzufassen sei. Der ältere Dichter soll den Odysseus die Bitte an Alkinoos ohne eigentliche Anrede mit den Worten beginnen lassen:

Σόν τε δόμον σά τε γούναϑ' ἱκάνω πολλὰ μογήσας.

Dass er ihn nicht namentlich anredet, ist doch gar auffallend, da er den Namen des Alkinoos, wie wir aus V. 10 Köchlys sehen, kannte. Und wie ganz eigenthümlich ist das *σόν τε δόμον σά τε γούνατα*? In diesem ursprünglichen Gesange geht nun zunächst alles gerade so wie in unserer Odyssee. Echenoos fordert den Alkinoos auf, dieser erhebt den Odysseus, der gespeist wird; dann erfolgt die Spendung, nur das Versprechen der Entsendung und die Entfernung der Fürsten fallen aus (V. 185—232). Alkinoos, nicht Arete, fragt den Odysseus, aber zuerst nach Namen, Abkunft und Heimat, sodann wie er hierher gekommen. Daran schliesst sich weiter die Erwiederung aus dem Anfange von Buch ι, doch

nur V. 1 f., 14—24. 37 f., worauf dann die Erzählungen von Kyklopen, den Lotophagen, den Lästrygonen und Aeolos folgen. Wir müssen hier bemerken, dass die *Art, wie* Odysseus zur Nennung seines Namens übergeht, gar nicht an der Stelle wäre, wenn Alkinoos gerade mit der Frage nach Namen, Abkunft und Heimat begonnen hätte. Auf Willkür beruhen die Versetzung des Aeolos hinter die Lästrygonen und die Auslassung des Kyklopenabenteuers, die freilich nöthig war, um einen recht kurzen Nostos zu geben: kein passenderes Mittel gab es dazu, als die beiden umfangreichsten Abenteuer auszulassen; aber wenn dies dadurch begründet werden soll, dass Polyphemos ein Gegenstück zu den Lästrygonen, Kirke zu den Lotophagen sei, so heisst dies doch blosse, gerade nicht geistreiche Einbildungen zu Thatsachen erheben. Freilich äusserlich schliesst sich die Insel des Aeolos gut an das Lotophagenabenteuer an, dagegen musste Köchly, um die Kirke loszuwerden und den das Schiff zerstörenden Sturm mit dem Abenteuer des Aeolos zu verbinden, den Schluss des letztern weglassen, obgleich das Zurückverschlagen zur Insel des Aeolos diesem Märchen durchaus gemäss, ja fast nothwendig erscheint. Da Köchly das Abenteuer des Aeolos hinter die Lästrygonen versetzt hat, die alle Schiffe bis auf das des Odysseus zerstören, so musste er V. 26 statt νῆάς τε das den Vers gerade nicht verschönernde und auch sprachlich auffallende καὶ νῆα setzen. Besser hätte er V. 26 f. ganz gestrichen, die wir nicht halten möchten, schon des ἀπωλόμεθ' wegen, das auf die nächste Folge des Oeffnens des Schlauches gehen müsste. Von V. 54 an werden mehrfach die Schiffe in der Mehrheit erwähnt; deshalb musste der Schluss gestrichen werden. Freilich ist vorher nur des Schiffes des Odysseus erwähnt, aber aus gutem Grunde, weil auf diesem der Windschlauch befestigt und auch das Unglück angerichtet wurde. Nur V. 32 f. möchten kaum anders gut zu erklären sein, als bei der Annahme eines einzigen Schiffes, da ja Odysseus nicht alle lenken konnte; man könnte sie als spätern Zusatz ausscheiden, aber möglich ist es, dass der Dichter hier sich nicht erinnerte, dass Odysseus auch noch andere Schiffe hatte, da die Erzählung zunächst das des Odysseus allein betrifft. Köchly macht von der Verzweiflung des Odysseus, der verhüllt auf dem Schiffe lag, einen jähen Uebergang zum Sturme, indem er an κείμην κ, 54 den Vers μ, 409 anschliesst mit Verkürzung des ἀνέμοιο θύελλα in θύελλα. Aber in μ, 405 ff. sind Sturm und Gewitter treffend eingeführt. Zeus führt als Strafe für den Frevel der Gefährten das Gewitter heran, indem er eine schwarze Wolke sich über dem Schiff zusammenziehen lässt und der West-

wind heulend in gewaltigem Sturme daherfährt, während bei Köchly nur davon die Rede ist, dass der scharfe Wind sie gewaltsam von der Heimat wegriss, wie bisher der Westwind sie nach dieser hingetrieben hatte. Köchly zerstört die Dichtung, indem er nicht Zusammengehörendes gewaltsam zusammenschweisst. Wie kommt Zeus dazu, das Schiff zu zerschmettern? So ganz unvermittelt lässt der Homerische Dichter den Zeus nicht darein fahren; denn das Oeffnen des Schlauches kann seinen Zorn doch nicht veranlasst haben. Kurz dieser ganze Anschluss des verderblichen Sturmes an das verstümmelte Abenteuer bei Aeolos ist eine Gewaltthat, die an dem ἀπωλόμεθ' κ, 27 eine morsche Stütze haben würde. Köchly begründet seine Aufstellung des ältern Nostos nicht, dürfte aber durch dies ἀπωλόμεθ' wie durch die Erwähnung des einzigen Schiffes des Odysseus bei Aeolos geleitet worden sein.

An μ, 416 schliesst er η, 251—277, und zerreisst so die schöne Beschreibung μ, 251—426 auf willkürliche Weise. Das, was η, 251 ff. steht, ist ganz an der Stelle, nachdem der Zerspaltung des Schiffes durch den Blitzstrahl gedacht ist, nicht aber nach dem Umdrehen des Schiffes (ἐλελίχθη, wie ἐλέλιξεν ε, 314), wozu der von Köchly abgerissene Vers 417 als Ergänzung gehört. Wenn er die Erzählung mit η, 277 abbricht, so stimmt er insofern mit uns überein, als wir das Folgende für ungehörig halten, nur schreibt er es keinem Interpolator, sondern dem Verfasser des umfassendern Nostos der Odyssee zu.

Wenn Köchly manches diesem ältern Nostos zutheilt, was sein späterer nicht enthält, aber in unserer Odyssee sich findet, so muss er die höchst unwahrscheinliche Annahme sich gestatten, *beide Nosten* hätten sich nebeneinander erhalten, und demjenigen vorgelegen, der unsere Odyssee zusammensetzte. Uebrigens glaubt Köchly in diesem seinem ältern Nostos auch ein *luculentissimum carminis brevium stropharum continuitate decurrentis exemplum* zu haben. Werfen wir auch einmal auf diese wunderliche Entdeckung einen Blick. In der Stelle η, 18—51 finden wir bei ihm eine Strophe von 4, drei von 5, eine von 6, eine von 2, eine von 4 Versen, wobei der einführende Vers bald zu derselben Strophe mit der Rede gezogen, bald von ihr getrennt wird. Nehmen wir η, 144—181, so zeigen die Abschnitte folgende Verszahlen: 2, 3, 6, 8, 6, 5, 6, 1, 3. Aber vielleicht folgt das *luculentissimum exemplum* nach. Im Anfange der Erwiederung des Odysseus, wie Köchly sie zuschneidet, finden wir nach dem Einleitungsverse drei Strophen von ganz verschiedener Länge, aber von ι, 37 an zuerst vier Strophen aus zwei Versen, richtiger, wenn

man die Zusammengehörigkeit des Sinnes beachtet, ein Abschnitt von vier, dann zwei von je zwei Versen, eine von vier, eine von drei, fünf von zwei Versen (vielmehr drei von zwei, dazwischen eine von vier). Nun folgen zwei von drei, drei von zwei, drei von drei, eine von zwei, eine von vier Versen. Die folgenden fünf Strophen von je zwei Versen mit einer dreiversigen Schlussstrophe vertheilen sich richtiger auf eine von zwei, eine von vier, eine von fünf Versen. Dann folgen wieder zwei von zwei, eine von vier, eine von drei, eine von fünf, zwei von drei Versen, worauf untermischt zwei- und dreiversige Strophen. Doch genug und übergenug über diese unwürdige Gaukelei! [1]) Da der epische Dichter in Folge des Strebens nach anschaulicher Klarheit den Abschnitt mit dem Schlusse des Verses zusammenfallen zu lassen liebt, so ist es natürlich, dass, weil er grössere Perioden nur seltener anwendet, sehr häufig solche Abschnitte nach dem zweiten oder dritten Verse fallen, besonders in der ruhigen, durch keine Reden unterbrochenen Erzählung, und da können Abschnitte von je zwei und je drei Versen mehrfach hinter einander folgen, ja auch Abschnitte von vier, fünf und sechs zufällig sich wiederholen. Darin ein Gesetz, eine Regel zu finden, ist eben reine Willkür, welche dem epischen Dichter, der die allerfreieste Bewegung für seine Dichtung fordern muss, geradezu unsinnige Fesseln anlegt. Ja, wäre es noch ein bestimmt umschriebenes Gesetz, aber den Beweis eines solchen fordern wir zu allererst, ehe wir uns auf eine solche Phantasmagorie ernstlich einlassen können.

In dem grössten Theile des achten Buches sieht Köchly ein besonderes Lied, dem er den Namen Ἆθλα beilegt. In seinem Vortrage sagte er, dieses späte und ziemlich schlechte Lied sei vielleicht nur gedichtet, um für die Μοιχεία, die Götterkomödie von der Buhlschaft des Ares mit der Aphrodite, als Rahmen zu dienen und sie auf diese Weise in das Gesammtgefüge der Odyssee einzusetzen. Die *dissertatio III* gesteht, dass man nicht sicher entscheiden könne, ob beide Theile von demselben Dichter seien, wahrscheinlich aber habe der mittelmässige Dichter der Ἆθλα die Μοιχεία als ein Prachtstück seinem eigenen ziemlich nüchternen Machwerk einverleibt. Diese Ἆθλα sollen nun mit Ausnahme einiger kleinern und grössern Stellen (V. 142. 206. 215—229. 241—249. 390—393) ϑ, 96—416 enthalten haben. Wie man diese Partie, die dichterisch weder Anfang noch Abschluss hat, sondern nach beiden Seiten einen Anschluss fordert, ein selbstän-

[1]) Vgl. meine „Homerischen Abhandlungen" S. 222—227.

diges Lied nennen kann, ist mir unverständlich; es kann eben nur zum Einschieben in den Gesang von dem Aufenthalte des Odysseus bei den Phäaken gedichtet sein. Aber es steht auch gar nicht zu erweisen, dass dieses eingeschobene Stück ursprünglich zusammengehört habe, und ganz willkürlich trennt Köchly davon V. 417—520, welche er stückweise seiner fünften Rhapsodie einverleibt, und zwar zuerst den letzten Theil, die Aufforderung des Demodokos zum Gesange (mit Ausscheidung der vorhergehenden Sendung eines Theiles des Rückenstückes) nebst dessen Lied, dann die Ankunft und Verpackung der Geschenke, wo das auf das Bad des Odysseus Bezügliche ohne hinreichenden Grund ausgeschieden wird, zuletzt die Scene mit Nausikaa. Zu allem diesen ergibt sich vom Standpunkte des achten Buches aus nicht die geringste Berechtigung. Als eine ganz zusammengehörige Eindichtung scheinen sich mir ϑ, 83—265. 381—456. 469 (der etwa mit ἦλϑε statt mit ἦ ῥα anlautete) —520 zu ergeben. Das launige Götterlied, den Tanz der Ballschläger und die Zusammenkunft mit Nausikaa, die in keiner innern Verbindung mit dem Uebrigen stehen, halte ich für noch spätere Zusätze. Köchly scheut sich nicht, um die Verse für seine fünfte Rhapsodie zu verwenden, die Rede des Alkinoos ϑ, 387 ff. auf die unverantwortlichste Weise zu verstümmeln. Alkinoos sagt:

Ἀλλ' ἄγε οἱ δώμεν ξεινήιον ὡς ἐπιεικές.

Man braucht Homer nur aus einer Uebersetzung zu kennen, um zu wissen, dass nach der Aufforderung: „Lasst uns ihm Gastgeschenke geben!" der Vorschlag folgen muss, was für ein Gastgeschenk er im Sinne habe, und so folgt denn auch unmittelbar darauf die nähere Angabe seines Vorschlags, die Könige mit ihm sollen jeder einen Leibrock, einen Mantel und ein Talent Gold geben. Köchly aber streicht diese Stelle hier, um zwei Verse davon an die Stelle von ν, 10—15 zu setzen, und so lässt er unmittelbar auf jenen Vers folgen:

Αἶψα δὲ πάντα φέρωμεν ἀολλέα (oder *ἀολλέες*), *ὄφρ' ἐνὶ χερσίν ξεῖνος ἔχων ἐπὶ δόρπον ἴῃ χαίρων ἐνὶ θυμῷ.*

Jeder soll ihm also geben, was ihm beliebt! Eine solche Verstümmelung ist — man verstatte mir den Ausdruck — homerschreiend! Von dem ταῦτα nach ξεινήιον will ich gar nicht reden. Zu dem Vorschlag müssen doch auch die Fürsten ihre Beistimmung zu erkennen geben, und dasjenige thun, was zu dessen Vollzug nöthig ist. Das geschieht denn auch in der überlieferten Odyssee ϑ, 398 f. Weil aber Köchly dieser Verse zur Ausstopfung seiner

fünften Rhapsodie bedarf, raubt er dem Dichter sie hier, indem er am Anfang von V. 400 statt τὸν δ' αὖτ' setzt ὥς ἔφαθ'. Was kümmert es den über seinen Fang glücklichen Kritiker, dass er das schutzlose ἀπαμείβετο φώνησέν τε um sein unentbehrliches Obiect τὸν gebracht, dass an allen Stellen, wo dieses sich findet, ihm ein τὸν δ' αὖτε oder αὖ vorhergeht? Gelegentlich wollen wir nur bemerken, dass die von Köchly vorgeschlagene Athetese von ϑ, 241—249 die Rede verstümmelt, da unmöglich auf die Anrede ξεῖν' nebst dem anakoluthischen Satze mit ἐπεί unmittelbar das ἀλλ' ἄγε an die Tänzer sich anschliessen kann, sondern der Gegensatz wenigstens V. 241—245 bedingt. Freilich wird in V. 241—245 fast dasselbe mit andern Worten gesagt, wie V. 251—253. Deshalb möchten wir V. 241 mit ὅττι κεν εἴπω schliessen, wie τ, 378, die vier folgenden Verse streichen und V. 246 οὐ δή vorschlagen. Aber auch in den folgenden Versen haben wir noch eine auffallende Ungehörigkeit zu entfernen; denn die Vortrefflichkeit der Tänzer kann doch nicht beweisen, dass die Phäaken auch in der Schifffahrt, im Laufen und im Gesange andere Völker übertreffen. V. 253 ist eben zu streichen und zu περιγινόμεθ' ἄλλων die Beschränkung *hierin* (in dieser Kunst der βητάρμονες) in Gedanken zu ergänzen.

Köchly behauptet freilich, die Stücke des achten Buches, die er zu seiner fünften Rhapsodie braucht, zeichneten sich vor der sie umgebenden Dichtung der Ἆϑλα vortheilhaft aus; aber dies beruht eben nur auf Einbildung. Selbst die Ausführung der Stelle von der Nausikaa, die Köchly nicht genug feiern kann, hält, genau besehen, nicht die Probe. Wie steht Nausikaa auf einmal am Pfeiler? Sonst wird immer, wo der Vers στῆ ῥα παρὰ σταϑμὸν sich findet (α, 333. π, 415. σ, 209. φ, 64), vorher bezeichnet, wie Penelope in den Saal getreten, um die Freier von dort aus anzureden; hier steht Nausikaa auf einmal da und schaut den an ihr vorbeikommenden Helden an. Das glückwünschende χαῖρε findet sich sonst nie mit einem so lästigen Absichtssatze, der hier dem Glückwunsch allen Werth raubt, da derselbe bloss aus Eigensucht hervorgegangen ist; denn sie verbindet damit die Absicht, dass er ihrer gedenken möge. Wie viel passender steht χαῖρε, ξεῖνε, α, 123 bei der ersten Begrüssung des Gastfreundes als hier, wo damit der Wunsch bezeichnet werden soll, dass es ihm gut gehen, er vor allem glücklich heimkehren möge, was doch näher angegeben werden müsste. Von dem so natürlichen Wunsche, dass er die Seinigen wohl finden möge, gar keine Spur, nur der Wunsch, dass er in der Heimat ihrer als seiner Retterin gedenken

möge. Das scheint uns doch mehr als naiv, nicht der echten Nausikaa des schönen Idylls im sechsten Buche würdig. Gelegentlich möchten wir auch bemerken, dass im achten Buche freilich Nausikaa den Odysseus noch nicht mit Namen anreden kann, dies aber in Köchlys fünfter Rhapsodie wohl an der Stelle sein dürfte, so dass man dort ein χαῖρ', Ὀδυσσεῦ, erwartete. Des Odysseus Wort „So möge es jetzt Zeus machen" mit dem näher bestimmenden Verse οἴκαδε—ἰδέσθαι, den Köchly, stände er mit dem Dichter nicht auf so gutem Fusse als aus γ, 233 abgeschrieben aufmutzen würde, ist doch etwas roh. Wie viel besser steht V. 465 ο, 180, wo er auf den vorhergegangenen ausführlich ausgesprochenen Wunsch sich bezieht! Ja, ich meine, dass Niemand, der unsere Stelle mit ο, 180 f. vergleicht, irgend zweifeln kann, dass diese letztere die ursprüngliche sei; nur ist 181 später eingeschoben aus der vom Interpolator ausgeweiteten Stelle in θ. Damit wäre denn der spätere Ursprung der ganzen Scene wohl erwiesen. Wie sollte aber Köchly, dem die Stelle für seinen Zweck willkommen ist, an so etwas denken? Eben so wenig kümmert es ihn, wie es möglich sei, dass diese Stelle von hier an den andern Ort gerückt werden konnte, da doch der umsichtige Kritiker immer erwägen sollte, „was gehn und stehn mag". Nun wird aber jeder Unparteiische mit mir urtheilen, dass, hätte die Nausikaascene an der Stelle gestanden, wo Köchly sie denkt, es unmöglich einem einfallen konnte, sie an eine andere Stelle zu versetzen, wo sie gar nicht angezeigt war und erst mit Gewalt zwischengeschoben werden musste. Und auch an die Möglichkeit einer Versetzung der Verpackung der Geschenke und des weitern Gesanges des Demodokos kann man kaum denken. Wollte der Dichter sein Stück von den Ἆθλα in das grosse Lied von der Rückkehr des Odysseus einfügen, so konnte er derselben nicht entbehren, und halten wir ihn auch nur für einen mittelmässigen Sänger, so war er doch, wie seine Dichtung uns deutlich genug zeigt, Manns genug, diese selbst zu erfinden und auszuführen, so dass er nicht nöthig hatte, nach einer andern Rhapsodie des grossen Liedes auf Raub auszugehen und sie dort wegzunehmen. So ergibt sich auch von dieser Seite die Unmöglichkeit der von Köchly versuchten Ausweitung seiner fünften Rhapsodie durch Stücke des achten Buches.

Als spätere Ausfüllung des Zusammensetzers unserer Odyssee nennt Köchly (III, 18) unter andern η, 186—232. Sehen wir, wie es sich damit verhält. Im ältesten Nostos standen nach Köchly η, 144—184, worauf die Frage des Alkinoos an den

Odysseus folgte; dagegen hatte der unserer Odyssee einverleibte Nostos nur η, 144—147. 211—214. 222—224. 226 und dann die Frage der Arete an Odysseus. Der Zusammensetzer wählte aus beiden; zuerst folgte er dem ältern Nostos bis 184; dann nahm er aus dem andern das Stück von 211 an, füllte aber die Lücke, demnach 185—210. 227—232, durch eigene Dichtung aus. Da begreifen wir nun aber gar nicht, wie dieser Zusammensetzer dazu kommen konnte, V. 211—226 neben V. 148—152 aufzunehmen, und sich dadurch eine Lücke zu schaffen, statt entweder V. 211—226 ganz aufzugeben oder sie an die Stelle von V. 148—152 zu setzen, wodurch er jeder Zudichtung überhoben war. Freilich sehen wir von unbefangenem Standpunkte die Sache an, so stellt sich alles ganz anders. V. 186—194 können wir als Entlassung der Fürsten und vorläufiges Eingehen des Alkinoos auf die Entsendung nicht entbehren, dagegen ergeben sich V. 195—225 als weniger passend; ihre Absicht tritt deutlich in dem Wunsche hervor, den Alkinoos die Aeusserung thun zu lassen, der Fremde könne gar ein Gott sein, wie Odysseus einen ähnlichen Zweifel der Nausikaa gegenüber ausgesprochen hatte. Freilich ist dies dem Dichter nicht besonders gerathen, und der Gedanke selbst geziemt dem Alkinoos sehr wenig; ja hätte er noch seine Verwunderung geäussert, dass Odysseus plötzlich vor ihnen erschienen sei, ohne dass man ihn habe kommen sehen, aber eben diese wunderbare Erscheinung, die der Dichter zu seinem Zwecke brauchte, lässt er selbst später ganz unbeachtet.

Auf die von Köchly bloss angedeutete ursprüngliche Gestalt der Nekyia gehen wir nicht weiter ein, können aber die Art, wie er λ, 38—43 an die Stelle von λ, 633 setzt, nur für durchaus verfehlt erklären, obgleich er selbst meint, man dürfe nur die Stelle lesen, um diese Umstellung ganz einleuchtend zu finden. Wir fragen, wie hätte ein Mensch darauf fallen können, die Verse, wenn sie an der Stelle sich gefunden hätten, an welche sie Köchly versetzt, von dort nach λ, 37 zu rücken? Dass mit V. 564 eine grosse Interpolation beginnt, gibt auch Köchly zu; er schliesst freilich mit V. 627, aber es fragt sich, ob sie nicht weiter reiche. Nun dürfte aber das Verlangen, noch andere Helden zu erwarten, nach V. 541 f. auffallend sein, nicht weniger die Furcht vor ihren massenhaften Schaaren und gar dem Schreckbild der Gorgo. Das ziemt besser dem Dichter von der Erscheinung des Herakles, und so möchte dieses wohl mit zur Einschiebung zu rechnen sein, so dass ursprünglich auf 564 unmittelbar 636 folgte, der etwa mit αὐτὰρ ἐγών begann. Die Verse λ, 38—43 stammen von

einem Interpolator, der nach Alter und Geschlecht verschiedene Todte nennen wollte, unter ihnen eben im Kriege Gefallene. Dass die Verse nicht dem Dichter der echten Nekyia angehören, ergibt sich schon daraus, dass diese Todten nicht als Schatten erscheinen, sondern eben wie sie gestorben sind, ganz leibhaft; sie haben noch die Wunden in der Brust, wovon bei Agamemnon, Achilleus und Aias keine Rede ist, ja sie tragen sogar noch die blutigen Waffen. Hiernach kann gar keine Rede davon sein, sie dem Dichter der Nekyia zuzuschreiben, der die Schatten sich eben in anderer Weise denkt. Auch sieht man wohl, wie ein Rhapsode bei dieser ersten Erwähnung der herausschwebenden Schatten dazu kommen konnte, eine solche allgemeine Bezeichnung der mancherlei Schatten einzufügen. Nur Köchly merkt dies nicht, er meint, die Ausführung gehöre nicht an jene Stelle, und er fügt sie guten Muthes anderswo ein, wo auch vom Schrecken des Odysseus über die mit grossem Getöse herankommenden Schatten, die *ἔθνεα μυρία νεκρῶν*, die Rede ist, und setzt nun die sechs Verse an die Stelle des einen, am Anfange unwesentlich veränderten V. 633. Abgesehen von der in diesem Verfahren liegenden reinen Willkür spricht gegen die Uebersiedelung der Verse auch die Erwähnung der Grube, an welcher an der ersten Stelle Odysseus eben steht, um mit dem Schwerte alle Schatten davon abzuhalten, bis Teiresias daraus getrunken; nachdem er seine Mutter dazu gelassen, erwähnt der Dichter derselben gar nicht mehr, und nun soll er zum Schlusse ganz ohne Veranlassung dieselbe noch einmal in Erinnerung bringen. Von einer Furcht des Odysseus vor den Schatten ist in der ganzen Nekyia keine Spur; wagt Odysseus ja sogar sie mit dem Schwerte abzuhalten; nur wegen des grausen Dunkels ist ihm die Unterwelt unheimlich. Erst ein Späterer legte am Schlusse die Furcht vor den massenhaft eindringenden Schatten und dem Schreckgespenste der Gorgo ein, um des Odysseus eilige Entfernung zu begründen, obgleich von einer eiligen Entfernung gar nicht die Rede sein kann, da dieser nach der Verkündigung des Teiresias, die ihn gerade zur Unterwelt herabgeführt hat, noch lange genug verweilt ist. Erst später dürfte 38—43 mit Benutzung von λ, 633 eingeschoben sein. So verleugnet sich denn Köchlys chevalereske Vornehmheit, welche ihn die vor allem in solchen Untersuchungen dringend geforderte Vorsicht übersehen lässt, bis ans Ende seiner Arbeit nicht; denn mit dieser glänzenden Entdeckung verlässt er die Unterwelt und seine über diesen geistreichen Griff billig erstaunten Leser, die er freilich durch seine schönen Abschiedsworte an die freie Schweiz, die er damals wieder zu verlassen im Be-

griffe stand, wieder versöhnt. Und so möge es auch uns gestattet sein, mit einem freundlichen Worte der Anerkennung seiner vielfachen Verdienste von dem längst vor Deutschlands Wiederherstellung dem zu steigender Freiheit sich heranbildenden Vaterlande wiedergewonnenen Manne zu scheiden, wie fest wir auch überzeugt sind, dass er die Homerische Frage viel zu leicht uud gerade am falschen Ende angegriffen, und dadurch nur verwirrend gewirkt hat. Der Kampf fordert auch ein scharfes Wort, das aber nie die Person, sondern nur die Gründe und, wo diese fehlen, die gewagte Aufstelluug trifft. Unser Feldgeschrei ist dasselbe, die echte Homerische Kunst, die wahre Epik, der möglichst *gereinigte* Homer. Ja, der Reinigung von den massenhaft die Homerischen Gedichte durchziehenden Interpolationen bedarf es vor allem; hierzu gilt es eine sichere Methode zu gewinnen, die sich nicht auf blosses Rathen und Meinen, sondern anf Einsicht in die Homerische Kunst der Darstellung und eine genaue, vorsichtige Entwicklung der Gedichte gründet. Verbannen müssen wir vorab jede vorgefasste Meinung, woranf leider fast alle neuern Untersuchungen fussen, wie wenig sie es anch Wort haben wollen; deshalb gilt es wieder freie Bahn zu macheu. Dazu glaubten wir Köchlys leichter Gaukelei und Kirchhoffs gründlich vorschreitender Forschung eine bis in alle Falten des bauschigen Gewandes dringende Untersuchung widmen zu müssen. Auffallen mag es, dass selbst ein Mann wie Kirchhoff hierin so durchaus einseitig verfährt, nur das beachtet, was zum Beweise seiner vorgefassten Meinung sich ihm bei flüchtiger Durchsicht darbietet, da doch eine unparteiische genaue Durcharbeitung des ganzen Gedichtes ihn gelehrt haben würde, dass es der anstössigen Stellen, die er als Beweismittel verwendet, eine viel grössere Masse gibt, als er sich und andern einredet. Es ist endlich an der Zeit, mit freiem Blicke die Homerischen Gedichte zu betrachten, ihre charakteristische Darstellung zu erkennen, das Ungehörige, ja Alberne auszuscheiden, es nicht mit dem gläsernen Schilde des Märchenhafteu, des Naiven und wie die eiteln Stichworte alle heissen zu schützen und mit dem breiten Bettlermantel der Geschmacklosigkeit zu bedecken. Verständniss des epischen Geistes und sorgfältiges Aufmerken führen hier weiter, als man glaubt, und stellen gar manches in lichter Klarheit heraus; mag man auch im Einzelnen abirren, vereinte Thätigkeit, wenn sie nur vom rechten Geiste beseelt ist, wird berichtigen und der Blick sich immer mehr schärfen, während man bisher, da man von ganz verschiedenen willkürlichen Standpunkten ausging und einem selbstgeschaffenen Schattenbilde hastig nachjagte, mehr verworren als aufgeklärt hat

Μῦθος δ', ὅς μὲν νῦν ὑγιής, εἰρημένος ἔστω.

Zur Berichtigung.

S. 16 Z. 2. 29. 37 lese man *ἀλλ'*, 28 letzte Zeile *ὅτι*, 48. 10 *βλεφάρων*, 59. 15 *εἶμεν*.